

**BERICHT**  
**aus dem**  
**PSYCHOLOGISCHEN INSTITUT**  
**DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG**

Diskussionspapier Nr. 70

Norbert Groeben & Egon Erb

**Reduktiv-implikative versus elaborativ-prospektive  
Menschenbildannahmen in psychologischen Forschungsprogrammen**

- Problemskizze einer theoretisch-psychologischen Anthropologie -

Dezember 1991

# Inhalt

1.	<i>Problemstellung: Psychologische Anthropologie als Teil der Theoretischen Psychologie</i> .....	1
2.	<i>Reduktiv-implikative Subjektmodelle</i>	
2.1.	Begriffserläuterung als Vorstrukturierung.....	3
2.2.	Mechanistische Subjektmodelle: Assoziationismus, Behaviorismus, Computer-Metapher.....	4
2.3.	Organismusmodelle: Piaget und der Radikale Konstruktivismus .....	9
2.4.	Humane Partialgruppen: z.B. das Neurosemodell der Psychoanalyse .....	12
3.	<i>Elaborativ-prospektive Subjektmodelle</i>	
3.1.	Begriffsexplikation als Vorstrukturierung.....	15
3.2.	(Phänomenologischer) Holismus: das Beispiel der Gestalttheorie ....	16
3.3.	Die Ausarbeitung des Existentialismus in Neo-Psychoanalyse und Humanistischer Psychologie .....	18
3.4.	Epistemologie-Modelle: von der personalen Konstrukt-Theorie zum Forschungsprogramm Subjektive Theorien .....	22
4.	<i>Plädoyer für eine Weiterentwicklung der prospektiv-elaborativen Anthropologie</i> .....	26



## 1. Problemstellung: Psychologische Anthropologie als Teil der Theoretischen Psychologie

Die anthropologische Frageperspektive läßt sich vom philosophischen Ansatz her als so grundlegend verstehen, daß ihr nahezu alle übrigen Problemkategorien subsumierbar sind. Am deutlichsten ist das wohl in der deshalb auch immer wieder zitierten klassischen Explikation von Kant (in der Einleitung zur 'Logik') formuliert worden: "Das Feld der Philosophie ... läßt sich auf folgende Fragen bringen: 1) Was kann ich wissen? – 2) Was soll ich tun? 3) Was darf ich hoffen? 4) Was ist der Mensch? Die erste Frage beantwortet die Metaphysik, die zweite die Moral, die dritte die Religion und die vierte die Anthropologie. Im Grunde könnte man aber all dieses zur Anthropologie rechnen, weil sich die drei letzten Fragen auf die erste beziehen." (Logik, A25) Wenn man die bisherigen Ansätze der *philosophischen* Anthropologie systematisiert, ergibt sich daher als Problembereich – zumindest – eine dreifache Relation: nämlich der "Mensch in den Erfahrungshorizonten Gott, Natur, Kultur" (Oelmüller 1985, 13ff). Eine vergleichbare Systematisierung hat Lassahn im Auge, wenn er als Schwerpunkte anthropologischer Modellierungen die drei Vergleiche: Mensch – Gott; Mensch – Tier; Mensch – Mensch herausarbeitet (1983, 19ff). Dabei hat sich der Schwerpunkt der philosophischen Anthropologie sicherlich historisch von dem Ausgangspunkt des Mensch-Gott-Vergleichs zum Mensch-Tier- bzw. Mensch-Mensch-Vergleich verschoben. Und eine parallele Spezifikation ist auch für die Ausbildung einzelwissenschaftlicher Anthropologien festzustellen, die sich aus dem übergreifenden Dach der philosophischen Anthropologie herausentwickelt haben, wobei die letzten beiden Vergleichsrelationen im Mittelpunkt stehen: die Relation des Menschen zum Organismusbereich in der genetischen bzw. somatischen Anthropologie und die (vor allem ethnologische) Differenzierung von gesellschaftlich-kulturellen Unterschieden und Bedingungen des Menschseins in der Kultur- bzw. Sozialanthropologie (vgl. Borel 1971). Dabei ist eine *psychologische* Anthropologie (vgl. erstmalig Hsu 1961) bisher weitgehend mit sozialanthropologischen Fragestellungen und Antwortversuchen identisch (Einfluß von Kulturmustern auf Persönlichkeit, Entwicklung und Sozialverhalten). Und es wird – wie in allen einzelwissenschaftlichen Anthropologie-Spezifizierungen – eine Kombination der inhaltlichen Problemfestlegung (hier vor allem auf die Mensch-Mensch-Relation im Erfahrungshorizont Kultur) mit dem entsprechenden einzelwissenschaftlichen Methodenverständnis (hier dem (sozial-)psychologischen Empiriebegriff) vorgenommen. Zwar hat es auch die eine oder andere abweichende inhaltliche Schwerpunktsetzung, z.B. auf den Erfahrungshorizont 'Natur' gegeben, die dann mit entsprechenden, stärker naturwissenschaftlich ausgerichteten Methodenperspektiven verbunden worden ist; an der grundsätzlichen Struktur der skizzierten Merkmalskombination ändert sich dadurch allerdings nichts. Und diese Merkmalskombination der inhaltlichen Ausrichtung auf eine bestimmte Relationsperspektive mit der strukturellen Konzentration auf die entsprechende objektwissenschaftliche Methodik ist dafür verantwortlich, daß die eingangs angesprochene Fundierungsfunktion der anthropologischen Frageperspektive zumindest durch die bisherigen Konzepte einer psychologischen Anthropologie keinesfalls zureichend modelliert wird.

Psychologische Anthropologie erscheint bislang, sei es im eher natur- oder kulturwissenschaftlichen Verständnis, als eine Art zwar relativ grundlegend ansetzender, aber doch lediglich zusätzlicher (fakultativer) Teildisziplin der Psychologie, der man sich verschreiben kann – oder eben auch nicht. Damit wird aber übersehen, daß jedes psychologische Forschungsprogramm unvermeidbar anthropologische Aussagen und Festlegungen enthält, auch wenn diese nicht direkt intendiert und explizit verbalisiert werden. Denn unabhängig von der expliziten Intendiertheit enthalten psychologische Theorieansätze bzw. Forschungsprogramme (vgl. Herrmann 1976) anthropologische Kernannahmen, die sich in den zugrunde gelegten Subjektmodellen manifestieren (vgl. Herzog 1984, 17). Deren Funktion liegt sicherlich primär im Entstehungszusammenhang der Theorieentwicklung (o.c., 32), zugleich aber ist die jeweilige Theoriesprachlichkeit unvermeidbar durch das anthropologische Vorverständnis getränkt und 'transportiert' dieses folglich auch weiter (o.c., 52): "Psychologische Theorien sind demnach ohne einen Kern von Annahmen über das "Wesen" des Menschen nicht formulierbar." (o.c., 82) Das Konzept des 'Subjektmodells' macht dabei deutlich, daß und inwiefern es sich um eine andere Ebene als die der (mehr oder minder direkten) empirisch-methodischen Prüfbarkeit handelt. Denn wie Modelle generell (vgl. Stachowiak 1973) haben auch Subjektmodelle nicht nur eine heuristische, veranschaulichende und interpretierende Funktion, sondern vor allem auch eine repräsentierende, selegierende und konstituierende (vgl. Herzog 1984, 85ff); das bedeutet, daß das in einer Theorie bzw. in einem Forschungsprogramm enthaltene Menschenbild das Gegenstandsverständnis zumindest insoweit (mit-)konstituiert, als vor allem durch diese anthropologischen Kernannahmen definiert wird, was generell im jeweiligen Forschungsprogramm als relevante Problemstellung gilt und was nicht. Subjektmodelle stellen also problemdefinierende Kernannahmen innerhalb psychologischer Theorieansätze dar, für die wegen ihres quasi begrifflichen Charakters Nicht-Falsifizierbarkeit anzusetzen ist (wie es in nicht-technischer Übertragung der strukturalistischen Theorienkonzeption von Herrmann eingehend herausgearbeitet worden ist: 1974; 1976). Daraus folgt nicht, daß anthropologische Kernannahmen nicht kritisiert und zurückgewiesen werden können; allerdings ist das nur unter der Perspektive der Brauchbarkeit möglich, die sowohl auf empirische Argumente wie auch auf übergeordnete Wertungsgesichtspunkte zurückgreifen kann. Damit ist 'Psychologische Anthropologie' jedoch nicht mehr eine zusätzliche fakultative Teildisziplin innerhalb der objekttheoretischen Einzelwissenschaft, sondern bezeichnet eine Dimension aller psychologischen Theorien, die es bei deren Analyse herauszuarbeiten, zu diskutieren und gegebenenfalls auch zu bewerten gilt. In diesem Sinne bildet Psychologische Anthropologie dann einen Teil der Theoretischen Psychologie, und zwar jenen, der sich mit den in psychologischen Forschungsprogrammen explizit oder implizit zugrunde gelegten Modellen des Menschen befaßt.

Wenn auf diese Art und Weise im Vergleich zur empirisch-methodischen Datenerhebung für die anthropologische Frageperspektive eine 'tieferen', grundlegendere Ebene angesetzt wird, weitet sich unvermeidlich auch die inhaltliche Analyseperspektive aus. Es kann nicht mehr nur darum gehen, einen der genannten drei Erfahrungshorizonte in den Mittelpunkt einer theoretisch-psychologischen Anthropologie zu stellen bzw. als deren Zentrum zu definieren. Vielmehr muß eine im

explizierten Sinn *theoretisch-psychologische Anthropologie* eine Ebene höher ansetzen und analysieren, welche Erfahrungshorizonte von welchen psychologischen Theorieansätzen bzw. Forschungsprogrammen be- bzw. herausgearbeitet werden. Dabei ist der historische Mensch-Gott-Vergleich innerhalb einer objekttheoretischen Einzeldisziplin des 20. Jahrhunderts wie der Psychologie sicher nicht mehr in dieser klassisch religiösen Manifestation des Transzendenten relevant, sondern muß ganz generell die mögliche Transzendenz- bzw. Sinnorientierung des Menschen als – mögliches – Postulat innerhalb psychologischer Subjektmodelle thematisieren. Außerdem läßt sich für alle drei der genannten Erfahrungshorizonte bzw. Relationsexplikationen (Mensch – Gott; Mensch – Tier; Mensch – Mensch) die prinzipielle Fragerichtung nach den Gemeinsamkeiten oder Differenzen unterscheiden. Je nachdem, aus welchen (Vergleichs-)Gebieten die dazu herangezogenen Modellvorstellungen stammen, sind die in psychologischen Theorieansätzen enthaltenen anthropologischen Subjektmodelle eher dadurch charakterisiert, daß sie den 'Gegenstand Mensch' auf Nicht-Menschliches zurückführen oder aber spezifisch menschliche Entwicklungsmöglichkeiten zu elaborieren versuchen; dahinter steht das Problem, ob bestimmte Rückgriffe nicht nur als Reduktion (auf andere Modelle), sondern auch als Reduktionismus zu klassifizieren sind. Im Folgenden möchte ich versuchen, die wichtigsten Subjektmodelle der Psychologie auf den genannten Dimensionen der verschiedenen Erfahrungshorizonte, der expliziten Intendiertheit bzw. Nicht-Intendiertheit sowie eines möglichen Reduktionismus zu verorten und damit eine denkbare Grundstruktur für die postulierte Psychologische Anthropologie als Teil einer Theoretischen Psychologie zu skizzieren.

Dabei kann es sich im Rahmen des hier möglichen Umfangs und aufgrund der skizzierten Distanz zur bisherigen Anthropologie-Konzeption natürlich nur um eine *Problemskizze* handeln, in der lediglich die wichtigsten Fragestellungen, Analyseperspektiven und Strukturierungsgesichtspunkte benannt werden sollen. Die Ausarbeitung der darin enthaltenen Programmatik muß und soll späteren Arbeiten vorbehalten werden. Dementsprechend bieten auch die Literaturhinweise noch keineswegs einen systematischen Überblick, sondern verweisen lediglich auf solche Arbeiten, die aus meiner persönlichen Sicht und Rezeptionshistorie einen besonders großen bzw. gewichtigen Anregungsgehalt für die angestrebte Strukturierung einer theoretisch-psychologischen Anthropologie besitzen.

## **2. Reduktiv-implikative Subjektmodelle**

### *2.1. Begriffserläuterung als Vorstrukturierung*

Den eindeutigsten Ansatzpunkt für die Binnenstrukturierung der postulierten theoretisch-psychologischen Anthropologie dürfte die (Frage-)Perspektive bilden, ob die jeweiligen Subjektmodelle beim Aufbau der entsprechenden Forschungsprogramme/Theorieansätze (direkt) intendiert waren oder nicht. Denn für den größten Teil der bisherigen Forschungsprogramme dürfte gelten, daß das Menschenbild nicht als Ausgangspunkt der Theoriemodellierung fungiert, sondern andere Prioritäten bei der Theorieentwicklung als vorrangig angesetzt werden: z.B. eine bestimmte Methodikausrichtung, Praxisrelevanz etc. (Beispiele siehe unten). Das anthropologische Subjektmodell hat in solchen Forschungsprogrammen sozusagen lediglich den Status

einer Nebenfolge, die mehr oder weniger bewußt in Kauf genommen wird. Weil hier also das Menschenbild nur eine Implikation vorgeordneter Entscheidungen z.B. für methodologische Zielideen darstellt, möchte ich diese Subjektmodelle 'implikative' nennen. Das bedeutet dezidiert nicht, daß die entsprechende Subjektmodellierung *implizit* bleiben muß. Vielmehr ist es durchaus möglich, daß – wie etwa im Falle Skinners – der Ausgangspunkt der Theoriemodellierung in bestimmten methodologischen Kriterien liegt, das dadurch (mit-)bedingte Menschenbild aber durchaus explizit gemacht und als mit-gewollte Konsequenz positiv bewertet wird. (vgl. Skinners anthropologische Explikationen in 'Jenseits von Freiheit und Würde' (1973) und 'Futurum Zwei' (1972)).

Der Strukturierungsgesichtspunkt der implikativen Subjektmodelle stellt zugleich die Basis für eine weitere qualitative Merkmalsexplikation dar, nämlich die These, daß es sich bei diesen Menschenbildern um die Übertragung von Modellen aus anderen Erkenntnis- bzw. Gegenstandsbereichen handelt. Und zwar im Sinne der Rückführung auf generelle Modelle, die in den genannten Erfahrungshorizonten (vor allem der Natur und Kultur) besonders verbreitet und naheliegend sind. Diese These, daß die implikative Subjektmodellierung zugleich eine reduktive im Sinne der Rückführung des Menschenbilds auf klassische 'Fremdmodelle' aus anderen Erkenntnisbereichen darstellt, ist nicht zuletzt auch durch denkpsychologische Argumente plausibel zu machen; denn jene Denkinhalte, die nicht im intentionalen Aufmerksamkeitskegel stehen, werden natürlich am ehesten aus eingeschliffenen Selbstverständlichkeiten des (subjektiven) Theoretisierens übernommen. Für die reduktive Übertragung implikativer Subjektmodelle lassen sich dabei m.E. vor allem drei umfassendere Fallkategorien ausmachen: der Rückgriff auf Mechanismus-Modelle (bis hin zu den modernsten Manifestationen des Mechanistischen in der Elektronik), Organismus-Modelle und schließlich (überzogene) Verallgemeinerungen humaner Partialgruppen. Ob und gegebenenfalls unter welchen Bewertungskriterien diese Rückführung von (implikativen) Menschenbildern auf eingeschliffene Modelle aus anderen Erkenntnis-/Gegenstandsbereichen nicht nur reduktiv, sondern auch reduktionistisch zu nennen ist, soll zugleich mit der strukturierenden Verdeutlichung dieser Modellübertragungen Gegenstand der nächsten Punkte sein.

## 2.2. Mechanistische Subjektmodelle: Assoziationismus, Behaviorismus, Computer-Metapher

*Assoziationismus:* Die Reduktion des Menschenbildes auf mechanistische Modelle stellt sicherlich die umfangreichste und am längsten andauernde anthropologische Tradition innerhalb der Theoriegeschichte der Psychologie dar. Darunter fallen auch die verschiedensten Spielarten des Assoziationismus zu Beginn der Entwicklung der Psychologie als Einzelwissenschaft, die zwar durchaus gewisse anthropologische Differenzierungen aufweisen, wobei diese aber auf dem hier einzunehmenden Abstraktionsniveau und aus der historischen Distanz nicht mehr zentral sind. Den gemeinsamen Ausgangspunkt stellt dabei sicher der methodologisch-erkenntnisbedingte Elementarismus dar, d.h. die Vorstellung, daß kleinste Einheiten der Erfahrung, des Bewußtseins etc. (Empfindungen) als grundlegend anzusetzen und zu erforschen sind,

um – wie die klassische Physik – zu empirischen Gesetzmäßigkeiten zu kommen (vgl. Wertheimer 1971, 91ff; Lück 1991, 58ff). Alle 'komplexeren' Prozesse, Produkte etc. sind dann durch Verbindungen (Assoziationen) dieser Elemente erklärbar. Darin trafen sich durchaus die unterschiedlichen Schulen des Strukturalismus, der mehr auf die Inhalte des Bewußtseins ausgerichtet war, und des Funktionalismus, der sich mehr mit dem Prozeß und der (Anpassungs-)Funktion der geistigen Tätigkeiten befaßte (vgl. Wertheimer 1971, 133ff). Unterschiede zwischen den verschiedenen assoziationalistischen Strömungen gab es vor allem in bezug auf die materialistische Basis, bezüglich derer nicht alle Vertreter das einheitswissenschaftliche Credo der Reduktion auf Physik und Chemie teilen (wie es im 'Brücke-Eid' von 1872 zum Ausdruck kommt: vgl. Wertheimer 1971, 69; Lück 1991, 46). Doch ändert das nichts an der mechanistischen Grundvorstellung des Assoziationismus, die keineswegs eine vorherige Reduktion 'geistiger' Prozesse auf physikalische Entitäten voraussetzt. Vielmehr besteht die anthropologische Reduktion ja gerade darin, daß auch für (nicht-reduzierte) geistige, psychische Prozesse und Inhalte eine mechanistische Form des Funktionierens und der Struktur unterstellt wird. Herzog hat für dieses mechanistische Bild vom Menschen Merkmale herausgearbeitet (vgl. 1984, 98ff), die sich unter folgenden vier Oberkategorien zusammenfassen lassen (vgl. 1991, 235f): '(1) Passivität (bzw. Reaktivität); (2) Elementarismus (bzw. Atomismus); (3) Additivität (qua Assoziativität); (4) Determinismus' (vgl. auch Anderson & Bower 1973). Mit der gestalttheoretischen Kritik (siehe unten 3.2.) hat sich die Einsicht durchgesetzt und ist zu psychologischem Allgemeingut geworden, daß zumindest die Merkmale des Elementarismus und der Additivität einen unbrauchbaren Reduktionismus in der Anwendung auf die menschliche Psyche darstellen.

*Behaviorismus*: Nicht so eindeutig verhält es sich mit der (Negativ-)Bewertung der beiden übrigen Merkmale (Passivität bzw. Reaktivität und Determinismus), die in dem zentralen behavioristischen anthropologischen Postulat der Umweltkontrolliertheit verschmolzen sind. Diese Kernannahme, daß der Mensch so gut wie vollständig durch die Umwelt kontrollierbar ist und kontrolliert wird, gilt sowohl für den historischen Anfangspunkt des ontologischen oder 'logischen' Behaviorismus bei Watson (1913) wie auch für den bisherigen Endpunkt des 'methodologischen' Behaviorismus bei Skinner (1978). Bei Watson steht diese Kernannahme nicht nur im Mittelpunkt seines programmatischen Aufsatzes von 1913, sondern auch im Zentrum des klassischen Experiments zur Konditionierung von Ängsten bei Kleinkindern (der 'kleine Albert'), das als Nachweis einer lerntheoretischen Erklärung der Entstehung von Phobien (in Konkurrenz zum psychoanalytischen Erklärungsmodell Freuds) gedacht war (vgl. Lück 1991, 119). Interessanterweise haben sowohl Watson als auch Skinner ihre anthropologischen Kernannahmen mit dem Anspruch des Entwurfs von Utopien (einer zukünftigen besseren Welt) explizit herausgearbeitet: Watson in Illustrierten-Aufsätzen nach 1920 (vgl. Lück 1991, 120f) und Skinner in den schon erwähnten literarisch-essayistischen Werken ('Futurum Zwei': 1948/72; 'Jenseits von Freiheit und Würde': 1971/73). In beiden Fällen handelt es sich um ein gigantisches Modell doktrinärer Steuerung von außen, der der Mensch (angeblich) sowieso immer unterworfen ist und die es deshalb lediglich wissenschaftlich zu optimieren gilt. Dem liegt die inhaltliche Implikation der 'logischen' bzw. 'methodologischen' black-

box-Vorstellung zugrunde, nach der nur direkt Beobachtbares (nämlich Verhalten) als Gegenstand wissenschaftlicher Aussagen erlaubt sein soll, was zu der Gleichsetzung aller Organismen führt. Der Mensch-Tier-Vergleich wird über das vorgeordnete metatheoretische Zielkriterium also analytisch in Richtung auf die Identität aller Organismen beantwortet; die Frage nach qualitativen Unterschieden zwischen Mensch und Tier ist auf diese Weise sinnlos, da unnötig und unmöglich (vgl. Herzog 1991, 46f). Der darin enthaltene Reduktionismus wird vor allem deutlich, wenn man in den behavioristischen Utopien nach der damit implizierten Vorstellung von 'Glück' sucht, für die es in der Regel immer nur die zirkuläre Erläuterung der 'positiven Konsequenzen' gibt (als Reize, die dem Menschen 'angenehm' sind: z.B. in 'Futurum Zwei'). Wenn man dieses 'Angenehmsein' in seiner (technisch gesprochen) 'Verstärker-genese' zurückverfolgt, dann findet sich nur ein einziger inhaltlicher Anknüpfungspunkt (in 'Futurum Zwei': 1972, 94) für die Ausfüllung von 'Glück': nämlich das Wohlbefinden des Organismus, z.B. in bezug auf die adäquate Umgebungstemperatur, die bereits Säuglinge (obwohl sie noch nicht über Sprache verfügen) durch ihre Hautfärbung 'mitteilen' (vgl. zur Kritik Groeben 1987, 74). Diese – auch in den einschlägigen 'Versuchssubjekten' der experimentellen Überprüfungen (Ratten, Tauben, Katzen etc.) manifeste – Konzentration auf die rein organismischen Dimensionen des Menschen impliziert im Prinzip dann auch rein analytisch, daß alle 'internalen' Vorstellungen, Selbstbilder und Zielideen des Menschen, vor allem auch in bezug auf die autonome Kontrolle über (Um-)Welt als Gegenpol zur behavioristisch postulierten Kontrolliertheit durch (Um-)Welt, als bloße Schimäre des menschlichen (unkontrollierten?) Geistes angesetzt werden.

Allerdings unterstellt diese Organismus-Reduktion noch nicht notwendigerweise ein mechanistisches Menschenbild. Das kommt durch die deterministische Komponente des behavioristischen Theoriemodells hinein, in dem vor allem eine automatische, unvermeidbare Wirkung der (verstärkenden bzw. bestrafenden) Umweltkontingenzen ('without awareness') behauptet wird. Durch diesen automatischen Determinismus des Verstärkerprinzips werden alle Organismen, nicht nur der menschliche, aber dieser eben auch, mechanistisch rekonstruiert. Der einzige Unterschied zwischen den meisten bekannten Maschinen und dem Menschen besteht nuremehr in der Komplexität des letzteren, in sonst nichts: "Der Mensch *ist* eine Maschine, allerdings eine ungeheuer komplexe" (vgl. Skinner 1969, 244). Gerade dieses zentrale Postulat der mechanisch-automatischen Wirksamkeit von Verstärkern aber hat sich – auch unter der Perspektive von Bewährung und Erklärungskraft – weitestgehend als unbrauchbar erwiesen. Die einschlägige theoretische Diskussion und empirische Überprüfung aus kognitivistischer Perspektive hat wahrscheinlich gemacht, daß es beim menschlichen Lernen zumeist gerade auf die 'awareness' der Versuchspersonen (Vpn), d.h. auf deren Hypothesen über den Versuchsablauf ankommt (vgl. Holzkamp 1972; Groeben & Scheele 1977, 16ff). Wie für jede Paradigmadebatte gilt jedoch auch hier, daß es keine Einigkeit zwischen den konkurrierenden 'Parteien' (in diesem Fall Behavioristen versus Kognitivisten) gibt (vgl. Brewer 1974). Allerdings wird die Position des Kognitivismus an dieser Stelle durch die empirische Forschung zur Sozialpsychologie des Experiments (vgl. Mertens 1975; Bungard 1980) so gestützt, daß mittlerweile kaum noch ernsthafte anti-kognitivistische Argumentationen vorgebracht werden (in

bezug auf die Relevanz des menschlichen Denkens für das Lernen). Was dagegen weiterhin umstritten bleibt, ist die Konsequenz, die aus dieser mangelnden (auch empirischen) 'Brauchbarkeit' der mechanistischen Implikationen des behavioristischen Subjektmodells zu ziehen ist. Behaviorismuskritiker verweisen darauf, daß zumindest der ubiquitäre Geltungsanspruch des behavioristischen Forschungsprogramms aufgegeben werden müßte. Denn dieser Geltungsanspruch führt wegen der mechanistischen Implikationen der als konstitutiv angesetzten Merkmale der Reaktivität des Organismus und der automatisch-deterministischen Verstärkerwirkung zu einer pragmatischen Widersprüchlichkeit (Groeben & Scheele 1977, 14f): Der behavioristische Theorieansatz kann das Handeln (vor allem auch Theoretisieren) der (behavioristischen) Wissenschaftler/innen nicht erklären, weil dieses eben durch Aktivität und Umweltkontrolle (als Kontrolle über Umwelt) charakterisiert ist. Dabei ist unbestritten, daß diese (eben deshalb 'pragmatisch' genannte) Inkohärenz logisch durch die Unterscheidung von Objekt- und Metaebene auflösbar ist (vgl. Herrmann 1979). Die entscheidende Frage dabei ist jedoch, ob eine solche Trennung in ein mechanistisches Gegenstands- und nicht-mechanistisches Selbst-Modell moralisch legitimiert werden kann (vgl. Groeben 1979; 1981) – oder ob nicht statt dessen in der Psychologie soweit wie möglich Subjektmodelle expliziert werden sollten, die von einer strukturellen Gleichartigkeit zwischen Erkenntnis-Subjekt und -Objekt ausgehen (Groeben 1985; 1991; siehe auch unten 3.4.), weil der Mensch eben im Gegensatz zu Maschinen (und auch den meisten bekannten Organismen) zur Selbsterkenntnis fähig ist (vgl. auch Herzogs Forderung nach einer 'reflexiven Psychologie': 1984, 74ff).

*Computer-Metapher:* Die mainstream-Vertreter der heutigen Psychologie sehen allerdings keine Notwendigkeit, diese Frage zu stellen oder gar zu beantworten; sie hat sich nach ihrer Ansicht durch die 'kognitive Wende' erledigt, in der die behavioristische 'black box' ausgefüllt worden ist: Menschen werden als informationsverarbeitende Systeme angesehen – und damit sind die (zugestandenen) Beschränkungen des ontologischen wie methodologischen Behaviorismus endgültig überwunden! Im Mittelpunkt des Informationsverarbeitungsansatzes steht die Computer-Metapher, deren interdisziplinär verbindende Kraft die Psychologie als ein Teilgebiet in die übergreifende 'Cognitive Science' (mit Informatik, Biologie, Linguistik etc.) integriert. Allerdings läßt sich auch gerade in bezug auf diese für den Informationsverarbeitungsansatz konstitutive Metapher die Frage stellen, ob damit nicht lediglich ein modernisiertes (eben elektronisches) Maschinenmodell für den Menschen postuliert wird. Dabei geht es sicherlich nicht um die sogenannte 'schwache' künstliche Intelligenz-Forschung (KI-Position), die Searle (1986, 27f) als die Überzeugung expliziert hat, "daß der Computer ein brauchbares Instrument zur Erforschung menschlichen Denkvermögens darstelle" (Zimmer 1990, 204). Die Diskussion dreht sich vielmehr um die 'starke' KI-Position, nach der die Funktionsweise des Computers ein Modell für den menschlichen Geist darstellt (l.c.). Darin sehen die Kritiker der (starken) KI-Position ein unsinniges Wörtlichnehmen des metaphorischen Bildes (vgl. Weizenbaum 1984, 71f), dessen abstruse Inadäquatheit durch das klassische Argumentbeispiel des 'chinesischen Zimmers' (von Searle) verdeutlicht werden soll. Es geht von der Vorstellung aus, daß man, ohne Chinesisch zu können, in einem Zimmer mit mehreren Körben chinesischer Schriftzeichen eingesperrt ist, aber

über ein Regelwerk zur Kombination dieser Schriftzeichen verfügt, vor allem auch in bezug auf das Hinausreichen derartiger Kombinationen aus dem Zimmer, wenn vorher bestimmte andere Kombinationen hereingereicht worden sind. Bei entsprechender Güte des Regelwerks können die hereingereichten Schriftzeichenkombinationen außerhalb des Zimmers 'Fragen' genannt werden, und die hinausgereichten Kombinationen erfüllen die Funktion von (sinnvollen, korrekten) 'Antworten', ohne daß der Bewohner des chinesischen Zimmers auch nur im entferntesten Chinesisch 'kann' (Searle 1986, 31f). Seine Antworten bestehen den klassischen Turing-Test, und trotzdem fehlen uns zentrale Merkmale, die wir für das Verstehen bzw. Beherrschen von Chinesisch ansetzen würden (bzw. sollten oder müßten). Es kann hier nicht darum gehen, die Pro- und Kontra-Argumente zur Kritik bzw. Verteidigung der 'starken' KI-Position eingehender zu diskutieren: weder Behauptungen wie jene, daß mit wachsender Komplexität der Betrachtungs- und Analyseebene ein semantisches Verständnis 'emergiere' (vgl. dazu und zu weiteren Verteidigungsargumenten Searle 1990), noch die These, daß klassische Probleme der KI-Forschung wie das common sense- und frame-Problem bisher ungelöst und sogar prinzipiell unlösbar seien (Dreyfus & Dreyfus 1987, 111ff). Der in unserem Zusammenhang entscheidende Punkt besteht darin, daß dem Computer auf jeden Fall (und unvermeidlich) die subjektiven Erlebnisqualitäten fehlen, die mit menschlichem Denken verbunden sind. Nach Searle (1986, 14ff) gehören dazu (mit ansteigendem Gewicht) vor allem Intentionalität, Subjektivität und Bewußtsein. Hier dürften auf lange Sicht noch verschiedene Grade oder Stufen des Bewußtseins unterscheidbar sein (vgl. Zimmer 1990, 231ff), wobei die KI-Forschung bereits unüberspringbare Schwierigkeiten mit der Stufe der 'Wissensreflexivität' haben dürfte, d.h. der Tatsache, daß sich der Mensch in der Regel dessen bewußt ist, was er weiß – und vor allem auch, was er nicht weiß (Dreyfus & Dreyfus 1987, 101f).

Wissenschafts- bzw. erkenntnistheoretisch kommt es also darauf an, welche Beschreibungsebene man wählt (Searle 1986, 25f, 53ff): z.B. die der neurophysiologisch beschreibbaren Prozesse oder die der geistigen Prozesse mit subjektiven Erlebnisqualitäten. Allerdings gibt es auch in bezug auf das 'Kriterium' des Bewußtseins Verteidigungsargumente wie das von Dennett, der dieses Kriterium als die Fähigkeit (z.B. des Computers) operationalisiert, über die eigenen Zustände oder Prozesse zu sprechen (1981). Damit aber wiederholt sich das anthropologische Grundproblem lediglich auf der nächsthöheren Ebene: Denn sowohl der Turing- als auch der Dennett-Test sind ausschließlich behavioristische Kriterienexplikationen; es erfolgt eine Reduktion auf äußeres Verhalten, durch die gerade die subjektive Erlebnisqualität niemals 'abgebildet' werden kann (Zimmer 1990, 234ff). Wenn man diese Erlebnisqualitäten (vor allem der Subjektivität, worunter sicherlich auch Emotionalität zu subsumieren ist, und des Bewußtseins) als konstitutiv für menschliches Denken beibehalten will, kann die Computer-Metapher nur als reduktionistisch erscheinen. Es gibt, wie Dreyfus & Dreyfus (1987, 30) es ausdrücken, 'kein Kontinuum' zwischen Computer-Modell und menschlichem Denken; alle denkbaren Fortschritte bei der Entwicklung von Computerintelligenz können nicht mehr bieten als das Erklettern eines Baumes in der irrigen Überzeugung, dadurch 'Fortschritte auf der Reise zum Mond' zu machen. Und Searle verdeutlicht den ontologisierenden Reduktionismus durch das

Beispiel, daß die Konstruktion einer Sanduhr zwar zu den gleichen Ergebnissen (der Zeitmessung) führen kann, wie sie alle übrigen (mechanischen, elektrischen oder elektronischen) Uhren ebenfalls zeitigen, daß aber die Funktionsweise der Sanduhr dennoch nicht das Funktionsprinzip aller (übrigen) Uhren angeben kann (1986, 54f). Die Computer-Metapher stellt unter dieser Perspektive also dann doch nur eine Modernisierung des Maschinenmodells dar, die die Parallelität zwischen der Geschichte der Maschinenmodelle und der Maschinentechnologie verdeutlicht (Herzog 1984, 116). Dies führt zu der anthropologisch-kulturpsychologisch nicht uninteressanten Frage, was die Wissenschaft(ler/innen) dazu bewegen mag, das technologisch jeweils komplexeste, am höchsten entwickelte Produkt des menschlichen Geistes als Modell für diesen selbst einzusetzen. Es mag darin eine antimetaphysische Tendenz der naturwissenschaftlich geprägten Geburt der Einzeldisziplin Psychologie fortauern, die es jedoch für eine selbstbestimmte ('erwachsene') Wissenschaftsentwicklung – gerade auch unter anthropologischer Perspektive – zu überwinden gilt. Im konkreten Zusammenhang der KI-Forschung und deren Bewertung manifestiert sich dieses Problem nicht zuletzt auch in der Einschätzung des Konnektionismus als alternativem Modell zum klassischen (seriellen) Prinzip der Computersimulation: Liegt mit der parallel arbeitenden, holistischen Modellierung von Denkprozessen nach dem Vorbild des Neuronennetzes im Gehirn eine, wie Dreyfus & Dreyfus (1987, 128ff) sagen, "KI ohne Informationsverarbeitung" vor, die also letztendlich das Informationsverarbeitungsmodell hinter sich läßt (o.c., 138f; vgl. auch Lenk 1991, 14ff) – oder nicht? Spielt sich damit im Konnektionismus der Übergang zu Organismusmodellen ab – und wenn ja, wie sind diese unter anthropologischer Perspektive zu bewerten?

### 2.3. Organismusmodelle: Piaget und der Radikale Konstruktivismus

Das Organismusmodell hat allerdings in der Psychologie durchaus eine lange Tradition, die vor allem mit dem Namen von Piaget verbunden ist. Dabei baut Piagets 'biologische Epistemologie' ihrerseits auf einer auch philosophischen Tradition auf, die die Aktivität und Spontaneität des Lebens zum Ausgangspunkt nimmt (vgl. Lassahn 1983, 164; Herzog 1991, 284). Lassahn arbeitet als zentrale Modellmerkmale des biologischen System-Gedankens die Selbstreproduktion und Selbstorganisation heraus, die bereits bei Goethe, Kant und Schelling postuliert werden (o.c., 165ff) – und zwar sehr wohl auch als Selbstorganisation des Geistes (auf biologischer Basis). Diese Rekonstruktion des Geistes bzw. der Intelligenz innerhalb der Modellierung biologischer Systeme kennzeichnet ebenso den genetischen Strukturalismus von Piaget, innerhalb dessen Intelligenz nicht verstanden wird als "etwas, das dem Lebewesen aufgrund von Reifungsprozessen oder Erfahrungen *zustößt*, sondern etwas, das es *selbst erarbeitet*" (Herzog 1991, 285). In Piagets Stufenmodell der Intelligenzentwicklung (sensomotorische Intelligenz; konkrete, formale Operationen: vgl. Piaget 1974; 1975; 1976) wird diese als selbständige, selbsttätige, spontane Entwicklung verstanden. "gesteuert durch einen 'inneren' Faktor, der der Entwicklung selbst immanent ist." (Herzog 1984, 277) Dabei kann die Festgelegtigkeit der Stufenfolge (unabhängig vom Streit über die Festlegung von Altersgrenzen) als Indikator für das zentrale (organismische) Merkmal der Selbstorganisiertheit gelten. Deshalb sind im Denken Piagets zwar prinzipiell (mit Herzog 1984, 190)

zwei anthropologische Subjektmodelle auszumachen, nämlich das epistemologische (Mensch-als-Wissenschaftler-)Modell und das organismische, man muß aber m.E. zugleich konstatieren, daß das Organismus-Modell eindeutig die Überhand gewinnt. Das gilt ebenso für das analoge Stufenmodell der Moralentwicklung (Piaget 1973), wenn auch Kohlberg (1971; 1981) hier eine Parallelisierung des mehr Individuellen mit der phylogenetischen Moralentwicklung (qua Historie der philosophischen Ethikideen) vorgenommen hat (vgl. Herzog 1991, 386ff). Insgesamt ergeben sich daraus in Kontraposition und Abgrenzung zum Mechanismus-Modell als definierende (anthropologische) Charakteristika von Organismen (nach Herzog 1991, 243f): '(1) Aktivität; (2) Spontaneität, (2a) Holismus (Ganzheitlichkeit); (2b) Relationalität (Transaktionalität); (3) Entwicklung (Transformation); (4) Adeterminismus”.

Damit ist sicherlich ein (anthropologischer) Fortschritt im Vergleich zu mechanistischen Subjektmodellen des Menschen verbunden; dennoch ergibt sich unter anthropologischer Perspektive die eingangs (siehe oben Punkt 1.) aufgeworfene Frage, ob diese Konzentration auf die Organismushaftigkeit des Menschen und die damit implizierte (überwertige) Fragerichtung nach den Gemeinsamkeiten mit (anderen) Organismen (nicht nach den Unterschieden) unter der Zielidee eines möglichst umfassenden, 'reifen' anthropologischen Gegenstandsverständnisses (der Psychologie) einen Reduktionismus darstellt. Die Kritik kann und muß hier an der Relation der Konzepte 'Äquilibration' versus 'Interaktion' ansetzen. Das Äquilibrationskonzept scheint zunächst einmal – als Oberbegriff von Akkomodation und Assimilation – so verstehbar zu sein, als ob damit ein Gleichgewicht zwischen Organismus- und Umwelteinflüssen gemeint sei, was eine (echte) Interaktion zwischen Organismus und Umwelt darstellen würde. Dem widerspricht aber der *genetische Strukturalismus* in Piagets Ansatz, der die Äquilibration auf die Selbstorganisation des Organismus zurückführt (Piaget 1974; vgl. auch Herzog 1984, 193ff; 1991, 214ff). “Der Organismus konstruiert sein Erkenntnisinstrumentarium aus sich selbst heraus; die Umwelt ist lediglich Staffage, die als solche zwar notwendig ist, darüber hinaus aber keinerlei Einfluß auf den Organismus nehmen kann.” (Herzog, 1984, 194). Der einzige Faktor, der die (kognitive) Entwicklung im Sinne einer Ursache wirklich determiniert, ist der Organismus, nicht die Umwelt; letztere kann höchstens als 'Anlaß' angesehen werden (Piaget 1974, 221; Herzog 1991, 215), wodurch die Umwelt auf einen 'rein formalen Faktor' reduziert wird (Herzog 1984, 201). Was dadurch (verkürzend) ausgeblendet und verfehlt wird, ist der Bezug des Menschen zu der *menschlichen* (im Sinne der vom Menschen geschaffenen, gerade auch kulturell 'gemachten') Umwelt (o.c., 202). Solange man anthropologisch an der Modellierung der Mensch-Mensch-Relation im 'Erfahrungshorizont Kultur' festhalten will (s. zur Begründung unten Punkt 4.), stellt die (ausschließliche) Konzentration auf Organismus-Modelle also sicher einen Reduktionismus dar.

Daß an dieser Stelle ein (anthropologischer) Reduktionismus vorliegt, wird m.E. auch dadurch deutlich, daß eine in sich kohärente Modellierung organismischer Selbstorganisation und sozialer Interaktion nicht möglich ist, was Nüse et al. (1991) am Beispiel des Radikalen Konstruktivismus herausgearbeitet haben. Dabei stellt der Radikale Konstruktivismus lediglich eine generellere Ausarbeitung der organismischen Mo-

dellierung für alle Dimensionen, Prozesse etc. des Menschen als 'autopoietischem System' dar, innerhalb derer der auf Intelligenz- und Moralentwicklung konzentrierte Ansatz von Piaget lediglich als Teilmenge anzusehen ist; dementsprechend wird Piaget auch häufig als eine Instanz bei der Entwicklung des Radikalen Konstruktivismus angeführt (vgl. z.B. Foerster 1985; Portele 1989). Dabei wird innerhalb des Radikalen Konstruktivismus z.T. das oben angesprochene Übergewicht der (organismischen) Selbstorganisation noch radikaler formuliert, nämlich in dem Sinn, "daß lebende Systeme *ausschließlich* selbstreferentiell und die in ihnen stattfindenden Veränderungen *allein* durch ihre Struktur bestimmt seien" (Nüse et al. 1991, 164). Für diese 'Ausschließlichkeitsthese' läßt sich nun aber zeigen, daß eine in sich kohärente Explikation zugleich die Konzeption einer (echten) sozialen Interaktion ausschließt. Denn würde man die 'ausschließliche' Abhängigkeit der Kognitionen vom (selbstorganisierenden) System ernst meinen, dann müßte daraus eine Beliebigkeit der kognitiven Konstruktionen in Relation zur Umwelt (in radikal-konstruktivistischer Terminologie: dem Medium) folgen. Die Verteidigung, daß eine solche Beliebigkeit wegen der 'strukturellen Koppelung mit dem Medium' nicht existiert, stellt allerdings einen Widerspruch dar, weil damit eben zugleich eine Abhängigkeit der Konstruktionen auch vom Medium behauptet wird, was mit der explizierten Ausschließlichkeitsthese nicht vereinbar ist (Nüse et al. 1991, 167f). Sobald man aber konsequent an der Ausschließlichkeitsthese festhält, sind bestimmte Phänomene, wie z.B. das Lernen als 'Anpassung an die Umwelt' nicht mehr zureichend erklärbar; es treten also Erklärungslücken auf (o.c., 169f). Und auch die Abschwächung zu einer 'Übergewichtungsthese', die mit der schon oben bei Piaget gefundenen Unterscheidung von Anlaß und Ursache identisch ist (vgl. Rusch 1987, 48), führt zu keiner kohärenten Explikation, weil sich das Konzept des 'Anlasses' angesichts empirischer Phänomene nicht konsequent durchhalten läßt. So werden z.B. interindividuelle Unterschiede von kognitiven Konstruktionen durchaus (auch) damit erklärt, daß "eine *Selektion der Art und Weise der Kognitionen*" (Rusch 1987, 188) vorliegt; damit aber wird dem Medium ganz eindeutig der Status einer Ursache zugeschrieben. Außerdem impliziert auch die interindividuelle Parallelität von Konstruktionen eine qualitative Unterscheidung verschiedener Medieumeflüsse, indem neben den 'Medienangeboten', die nur Anlässe für die selbstreferentielle kognitive Konstruktion darstellen, auch Medieumeflüsse 'sozialer Natur' angesetzt werden, die durchaus als Ursachen anzusehen sind (Nüse et al. 1991, 174ff). Da erstaunt es dann auch nicht, daß Radikale Konstruktivisten zwar durchwegs dezidiert behaupten, daß sie keinen biologischen Reduktionismus vornehmen, obwohl sich im radikal-konstruktivistischen Organismusmodell sehr wohl Aussagen finden, die allen drei Varianten entsprechen, die der Radikale Konstruktivismus selbst, so etwa Rusch, als Möglichkeiten einer biologischen bzw. organismischen Reduktion expliziert (Rusch 1987, 61f): (1) Ersetzungsrelation (von Objekten bzw. Objektklassen); (2) Fundamentalauszeichnung (von bestimmten ontischen Größen gegenüber anderen); (3) Abbildbeziehung von Phänomenklassen bzw. -kennzeichnungen auf andere (zum Nachweis solcher Reduktionismen vgl. im einzelnen Nüse et al. 1991, 191ff). Verantwortlich für all diese Beschränkungen ist das schon angesprochene grundlegende Prinzip, nur nach den Gemeinsamkeiten lebender Organismen (d.h. auch von Mensch und Tier) zu

fragen, nicht nach den spezifischen Unterschieden zwischen einzelnen Organismen (und d.h. vor allem zwischen Mensch und Tier).

Diese Besonderheiten des Menschen sind es auch, die Herzog (1991, 232ff) als notwendige anthropologische Erweiterung (bzw. "Interpretation") des organismischen Modells von Piaget ansetzt und ausarbeitet, darunter z.B. die Einbeziehung der Handlungssprache auch in die Konstituierung der Psychologie als nicht nur *schauender*, sondern auch *'hörender'* Wissenschaft (o.c., 253f), die Einbeziehung auch des kooperativen (sozialen) Handelns (o.c., 260f) sowie die Berücksichtigung der (lebenslangen) Lernfähigkeit und Edukabilität des Menschen (o.c., 266f); er selbst nennt dies eine *'anthropologische Deutung'* des Organismusmodells (o.c., 254), ich persönlich würde eher von einer anthropologischen Überwindung des organismischen Denkens sprechen.

#### 2.4. *Humane Partialgruppen: z.B. das Neurosemodell der Psychoanalyse*

Sicher enthält auch die Psychoanalyse organismische Implikationen (siehe unten), mindestens ebenso stark aber berücksichtigt sie menschliche Besonderheiten. Die Instanzen der Strukturlehre (Es, Ich, Über-Ich) bezeichnen auf jeden Fall Merkmale, die gerade nicht als Gemeinsamkeiten aller Organismen angesehen werden können. Die anthropologische Problematik der Psychoanalyse geht von einem anderen Punkt aus, nämlich der Tatsache, daß es sich bei ihr dezidiert um eine Therapietheorie handelt. Darin liegt zugleich die Stärke wie auch die Schwäche dieses Ansatzes: die Stärke insofern, als die psychoanalytische Theorie von der (therapeutischen) Praxis ausgeht und auf die therapeutische Anwendung bzw. Technologie ausgerichtet ist; das impliziert zugleich eine zentrale Schwäche, insofern als dadurch die Merkmale einer bestimmten Partialgruppe, nämlich psychisch Kranker, (unsinnig) verallgemeinert werden. Alle Teiltheorien des klassischen psychoanalytischen Forschungsprogramms (Freudscher Prägung) – von der Trieblehre bis zum Strukturmodell – sind auf das Kernstück der Neurosenlehre ausgerichtet (was weitgehend als unkontrovers gelten kann und daher hier nicht im einzelnen darzustellen ist; vgl. Freud 1917; 1933; Brenner 1967). Indem die (postulierten) Merkmale einer humanen Partialgruppe (hier der psychoneurotisch Erkrankten als Prototyp) auf die *'condition humaine'* generell übertragen werden, ergeben sich anthropologische Beschränkungen und Reduktionismen (wofür ich zumindest einige Problemperspektiven beispielhaft skizzieren möchte).

Diese Generalisierung des Neurotischen durch das psychoanalytische Modell ist nicht nur häufig kritisiert, sondern z.B. auch von Freud explizit zugestanden, ja verteidigt worden (z.B. 1890/1982, 20), nämlich mit dem Argument, "daß man das Normale erst dann verstehe, wenn man das Krankhafte studiert habe" (Herzog 1991, 132). Das führt auch zu der Konsequenz, daß *'psychische Gesundheit'* im psychoanalytischen Modell eigentlich nur negativ, d.h. als Abwesenheit von Krankheitssymptomen oder -prozessen definiert ist (seien es Ängste, Hemmungen, Verdrängungen oder andere Abwehrprodukte/-prozesse: vgl. Becker 1982, 61). Dabei kommt die angesprochene Verallgemeinerung als strukturelle Implikation der klassischen Psychoanalyse vor allem durch die ubiquitäre Anwendung jener Methodologie zustande,

die für die Analyse von psychisch Erkrankten entwickelt worden ist: nämlich die Methode der Traumdeutung (einschließlich der freien Assoziation) als 'via regia' zum ('verdrängten') Unbewußten. Die Begründung für diese durch die Methodik (mit-)realisierte ubiquitäre Suche nach 'latenten Sinndimensionen' macht die (reduktionistische) Verallgemeinerung von Krankheitsmerkmalen ganz explizit, wie ich am Beispiel der 'objektiven (Tiefen-)Hermeneutik' von Oevermann gezeigt habe (Groeben 1986, 157ff): In dieser Methodik wird das 'Auseinanderfallen von subjektiver Intention und objektiver Motivation' als (statistischer) Normalfall unterstellt, der gleichzeitig als Prototyp einer verzerrten, pathologischen Interaktionsstruktur gilt. Es wird explizit konzediert, "daß die objektive Hermeneutik eine für pathologische und normale Interaktionsformen grundsätzlich *gleiche* Denkstruktur unterstellt" (Oevermann et al. 1979, 371). Daraus resultiert dann notwendigerweise das hinsichtlich der Möglichkeit von Selbsterkenntnis extrem pessimistische Menschenbild, das schon methodologisch von der intentionalen Innensicht des handelnden Menschen dezidiert absieht "und damit eine strukturell fixierte Überordnung des Erkenntnis-Subjekts über das Erkenntnis-Objekt konstituiert" (Groeben 1986, 163). Diese Fixierung ist im übrigen auch dafür verantwortlich, daß die analytische Methodik von außerhalb einer klassisch-psychoanalytischen Sozialisation aus als extrem autoritär erscheint (vgl. vor allem Enzensberger & Michel 1972; auch Lück 1991, 101). Diese schon in der Methodik enthaltene Reduktion des Erkenntnis-Objekts um seine intentional-bewußten realitätsadäquaten Reflexionsmöglichkeiten manifestiert sich dann natürlich auch in den objekttheoretischen Strukturen des klassisch-psychoanalytischen Forschungsprogramms. Dazu gehört sicherlich nicht zuletzt die von außerhalb der Psychoanalyse immer wieder kritisierte Reduktion auf zwei Triebe (Eros und Thanatos) mit der manchmal geradezu zwanghaft anmutenden 'Überbetonung der psychosexuellen Komponente' (Becker 1982, 63), die sich z.B. auch bei der Anwendung der Psychoanalyse auf die Interpretation künstlerischer Werke (sowohl der Bildenden Kunst als auch besonders der Literatur schon durch Freud; vgl. Groeben 1972, 100ff) manifestiert. Dabei kommt die autoritär-reduktionistische Struktur des psychoanalytischen Ansatzes vor allem dadurch zum Ausdruck, daß die künstlerischen Werke praktisch nur als Beleg für das psychoanalytische Modell instrumentalisiert werden – und das (zumindest in der traditionellen Psychoanalyse) mit einer extrem uniformen Rückführung auf sexuelle Inhalte und Funktionen (vgl. Groeben 1972, 128ff), für den der durchaus ernst gemeinte Ausspruch von Bonaparte (1949, 292) symptomatisch ist: "The aeroplane is a sex-symbol; it can also be used to fly from Munich to Vienna." In diesem Zusammenhang ist die reduktionistische Verallgemeinerung von pathogenen Strukturen durch die klassische Psychoanalyse im übrigen auch daran abzulesen, daß der künstlerische Produktionsprozeß von Freud (und unmittelbaren Nachfolgern) gerade in Parallelität zur Neurose modelliert wird. Die These vom Künstlertum durch Neurose geht davon aus, daß der künstlerische Produktionsprozeß eine der neurotischen Regression äquivalente Regression auf den Primärprozeß darstellt (Freud 1955/VII); die künstlerische Regression wird hier also als genauso zwanghaft angesetzt wie die neurotische, was nicht nur (zirkulär) die z.T. schematische Anwendung der psychoanalytischen Interpretationsmethodik auf künstlerische Objekte 'legitimiert', sondern auch gerade die künstlerische Flexibi-

lität und Variabilität der Primärprozeß-Inhalte (reduktionistisch) eliminiert (Groeben 1972, 96: 'Funktionsanalogien' des psychoanalytischen Methodikansatzes). Gerade diese Flexibilität und Variabilität haben in der weiteren Entwicklung der Psychoanalyse allerdings dazu geführt, daß die These von der neurose-parallelen künstlerischen Regression durch die Ich-psychologische New Yorker Schule aufgegeben wurde; es trat die Konzeption einer "Regression im Dienste des Ich" (Kris 1952) an ihre Stelle, die Kreativität nicht durch Neurose, sondern höchstens trotz neurotischer Störungen für möglich hält (Kubie 1966). Damit ist dann die anthropologisch zu kritisierende, überzogene Verallgemeinerung pathogener Strukturen aufgegeben, weswegen sich die Kritik an dieser Verallgemeinerung auch nur auf die klassische Psychoanalyse und deren Fortführung beziehen soll (nicht auf neuere Entwicklungen, die eher im Zusammenhang mit der Humanistischen Psychologie einer elaborativ-prospektiven Anthropologie zuzuordnen sind; siehe unten).

Allerdings ist die Reduktionsdynamik, die dem psychoanalytischen Modell vom Grundansatz her innewohnt, nicht zu unterschätzen. Dazu gehört z.B., daß die psychoanalytische Theorie weitgehend eine Prägungstheorie darstellt, in der den (früh-)kindlichen Entwicklungen, Komplexen etc. die entscheidende lebenshistorische Funktion zugeschrieben wird: "Die gesamte menschliche Entwicklung scheint in den ersten Lebensjahren beschlossen zu sein." (Herzog 1991, 127) "Der erwachsene Neurotiker kämpft noch mit den selben Konflikten, die ihn schon als Kind geplagt haben" (o.c., 120); als solcher ist er primär vergangenheitsorientiert, und auch das Über-Ich repräsentiert als Introjektion der von den Eltern vermittelten Normen "*vergangene* Abhängigkeiten" (o.c., 120). Überhaupt macht die Konzeption des Über-Ichs deutlich, welche große Rolle die Fremdbestimmtheit im psychoanalytischen Modell spielt, was vor allem damit erklärbar ist, daß hier eben eine 'Entwicklungs*pathologie*' verallgemeinert wird (o.c., 132). Das Über-Ich baut auf Angst auf, setzt sich (gegenüber dem Ich) "durch eine Überlast von Schuldgefühlen" (o.c., 169) durch und stellt im Prinzip eine 'Pathologie des Gewissens' (l.c.) dar, die die "heteronome Grundlegung der Moral" (o.c., 170) festschreibt. Dadurch nähert sich das psychoanalytische Menschenbild dem behavioristischen Subjektmodell an, zumal für den neurotischen Menschen auch eine vergleichbare Passivität und Reaktivität (hier gegenüber der eigenen frühen Lebensgeschichte und den darin manifesten Umwelteinflüssen) zu konstatieren ist. Unter Rückgriff auf die Abwehrlehre arbeitet Herzog heraus, daß deren zentrales Prinzip in der 'Verneinung' besteht, was gegenüber dem eigenen Selbst zur Selbstentfremdung und gegenüber der sozialen Umwelt zur Isolierung als den konstitutiven anthropologischen Vorstellungen der (klassischen) Psychoanalyse führt (1991, 278ff). All dies sind Konsequenzen, die die Reduktionismus-Gefahren bei der (implikativen) Modellierung eines Menschenbildes unter Rückgriff auf humane Partialgruppen verdeutlichen – vor allem, wenn es sich dabei um das Ausgehen von (psychischen) Erkrankungen handelt, so praxisrelevant ein auf diese Weise vorgehendes Forschungsprogramm auch immer sein mag.

Eine umfassende, ausgearbeitete theoretisch-psychologische Anthropologie wird in diesem Zusammenhang auf Dauer auch zu klären haben, ob anders geartete Rückgriffe auf humane Partialgruppen, z.B. von soziologischen bzw. sozialpsychologischen Theoriemodellen her ebenfalls zu potentiell reduktionistischen Sub-

jektmodellen führen oder nicht. In erster Linie wäre hier sicherlich nach der Anthropologie des marxistischen Ansatzes zu fragen, der im soziologischen Bereich das zur Psychoanalyse vergleichbare umfassende (totale) Theoriemodell darstellt. Allerdings ist dabei bereits vor jeder eingehenden Analyse eine eklatante Anthropologieschwäche zu konstatieren (vgl. schon Arnason 1971), weil die Entwicklung eines 'neuen Menschen' als automatische Konsequenz aus der Veränderung der gesellschaftlichen (Rahmen-)Bedingungen angesetzt wird – was geradezu die Verweigerung einer anthropologischen Konzeption darstellt. Interessanterweise bietet allerdings nach der (neo-)marxistischen Argumentation selbst eine solche Verweigerungshaltung nicht die geringste Sicherheit gegen Reduktionismusgefahren, sondern eröffnet diesen eher noch größeren, weil unkontrollierten Raum – wofür die Strukturen real existierender sozialistischer Gesellschaften im 20. Jahrhundert durchaus als (glücklicherweise nurmehr historischer) Beleg gelten können. Hier wird zu prüfen sein, ob diese Anthropologieschwäche auch für andere Modelle gilt, die auf soziologische oder sozialpsychologisch definierte Partialgruppen zurückgreifen, oder ob sich z.B. für mikrosoziologische bzw. sozialpsychologische Forschungsprogramme, die u.U. auch von bestimmten Zustands-, Situations- oder Funktionsbedingungen ausgehen, ebenfalls reduktionistische Modellimplikationen nachweisen lassen; als Beispiel wäre dabei das von Herzog (1984, 234ff) für die Rollentheorie herausgearbeitete Modell des 'homo clausus' zu nennen, in dem Individuum und Gesellschaft 'auseinanderfallen', weil menschliche Individualität nur hinter der gesellschaftlichen Öffentlichkeit als vereinzelte Privatheit konzipiert wird.

### **3. Elaborativ-prospektive Subjektmodelle**

#### *3.1. Begriffsexplikation als Vorstrukturierung*

Die Begriffsexplikation für die eher konstruktiv-elaborative Perspektive einer theoretisch-psychologischen Anthropologie wird dadurch erleichtert, daß es sich dabei – zumindest zum Teil – um die komplementären Gegenkonzepte zu den bisher besprochenen Ansätzen handelt. Das gilt, wie oben (Punkt 1. u. 2.1.) bereits skizziert, auf jeden Fall für die Geneseperspektive der Theoriemodellierung: Im folgenden soll es um jene psychologischen Forschungsprogramme gehen, in denen das Menschenbild als expliziter Ausgangspunkt der Theoriemodellierung angesetzt wird. Dies stellt zwar in der psychologischen Theorienlandschaft noch keineswegs den Regelfall dar, dennoch lassen sich dafür (vor allem aus der neueren Entwicklung des Faches) konstruktive Beispiele anführen (in erster Linie aus dem Umkreis der sogenannten Humanistischen Psychologie und deren Vorläufer). In der Mehrzahl der Fälle verbindet sich dieses explizite Ausgehen von anthropologischen Subjektmodellen auch mit einer (präskriptiven) Zielperspektive; d.h. die postulierten anthropologischen Merkmale werden als positive Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen verstanden und propagiert. Diese Forschungsprogramme versuchen also, einen Ausblick auf positive zukünftige Möglichkeiten sowohl der psychologischen Theorien – als auch der Gegenstandsentwicklung – zu geben. Dies soll mit dem Terminus 'prospektiv' signalisiert werden, der m.E. noch am ehesten beide Aspekte (begrifflich) abbildet:

sowohl das explizite Ausgehen von Subjektmodellen bei der Theoriemodellierung als auch die Ausrichtung dieser Modellierung auf positive Entwicklungsmöglichkeiten (des Menschen und damit auch des Theoretisierens).

Vor allem der letzte Aspekt dürfte dafür verantwortlich sein, daß unter dieser Perspektive keine 'reduktiven' Ansätze im oben definierten Sinne vorkommen, die zwar von einem expliziten Menschenbild ihren Ausgang nehmen, dazu aber auf potentiell reduktionistische Übertragungen aus anderen (nicht-)menschlichen bzw. (Partialgruppen-)Gegenstandsbereichen zurückgreifen (Begründung im einzelnen unten). Vielmehr geht es bei dieser prospektiven Perspektive zumeist um die konzeptuelle und empirische Ausarbeitung vorhandener (überwiegend positiv) bewerteter Selbstbilder des Menschen. Dabei verschwimmen hinsichtlich der Provenienz dieser positiven Selbstbilder sicherlich die Grenzen zwischen nicht-wissenschaftlicher Alltagsreflexion und einzelwissenschaftlichem bzw. sogar generell philosophischem Theoretisieren. Das Entscheidende ist, daß hier eine präzisierende, explizierende, konstruktiv-weiterführende Ausarbeitung solcher (naiv bis philosophisch-reflexiv) vorhandenen Selbstbilder des Menschen versucht wird; eine solche weiterführende Ausarbeitung wird in der Psychologie üblicherweise 'Elaboration' genannt. Folglich läßt sich diese Analyse- und Rekonstruktionsperspektive m.E. am ehesten unter der Benennung 'elaborativ-prospektive Anthropologie' zusammenfassen, für die nach meiner Einschätzung bisher vor allem drei Quellen der Elaboration solcher Selbstbilder als Subjektmodelle relevant geworden sind: der Holismus (als Postulat von Ganzheitlichkeit und Integriertheit), der Existentialismus (in bezug auf existentielle Autonomie und Selbstverwirklichung) und die Epistemologie (als Extension des Selbstbilds der Wissenschaft auf das Denken und Handeln der Menschen überhaupt). Die unter diese Oberkategorien subsumierbaren Forschungsprogramme der Psychologie sollen im Folgenden kurz umrissen und ebenfalls hinsichtlich ihrer problematischen Aspekte diskutiert werden.

### *3.2. (Phänomenologischer) Holismus: das Beispiel der Gestalttheorie*

Die Gestalttheorie läßt sich als Zusammenführung eines methodischen und inhaltlichen Denkansatzes begreifen, und zwar des phänomenologischen Vorgehens und des Holismus (vgl. Wertheimer 1971, 166ff; Lück 1991, 164ff). Der keineswegs marginale methodologische Ausgangspunkt läßt es sicherlich zunächst einmal zweifelhaft erscheinen, ob eine Subsumierung unter die elaborativ-prospektive Anthropologieperspektive gerechtfertigt ist. Dieser Zweifel kann noch verstärkt werden, wenn man bedenkt, daß es innerhalb der Gestalttheorie auch organismische Reduktionsversuche gab (man denke nur an das Isomorphieprinzip von Köhler), daß eigentlich kein umfassendes Menschenbild der Gestalttheorie vorliegt und daß neben der Absage an den Elementarismus und Molekularismus von ihr hauptsächlich methodologische Konzepte 'übrig'geblieben sind (wie etwa Lewins Konzeption der 'Aktionsforschung'; vgl. Lück 1991, 86ff). All diese Einschränkungen sind in der Tat zu machen und erklären auch, warum der anthropologische Ausgangspunkt der Gestalttheorie bei den meisten Autoren nicht sonderlich differenziert oder explizit herausgearbeitet wird. Dennoch halte ich es für gerechtfertigt, den gestalttheoretischen Ansatz zumindest partiell als elaborativ-prospektiv zu rekonstruieren, weil

er das holistische Denken für die Psychologie methodisch *und* inhaltlich fruchtbar gemacht hat und dabei durchaus auch über den organismischen Rahmen hinausgegangen ist, aus dem dieses Denken stammt. Das ist besonders deutlich von Koffka in seinen 'Principles of Gestalt Psychology' (1935) herausgearbeitet worden, für den der holistische Ansatz gerade die Frage nach der Verbindung von Natur und Geist, Leib (Leben) und Seele stellt (o.c., 10f). Das führt zu der durchaus expliziten Zielperspektive der Integration von Quantität, Ordnung (und damit Qualität) sowie vor allem auch Bedeutung (o.c., 13ff); Bedeutung (sowohl im Sinn von 'meaning' als auch von 'significance') und Werterleben ('value') werden explizit als spezifische Besonderheiten des Menschlichen (in Abgrenzung zur übrigen Natur) eingeführt und als 'tiefste Wurzeln der Gestalttheorie' bezeichnet (o.c., 17). Die relativ formal erscheinende Akzentuierung der Molarität von Verhalten ist daher sehr wohl inhaltlich gemeint als Integration von Erleben, Geist und Verhalten ("consciousness, mind, and behaviour": o.c., 25). Das hat nicht nur die metatheoretische Zielidee der Verbindung von Verstehen und Erklären zur Folge, sondern vor allem auch die Einbeziehung der Sozialität als konstitutives, nicht zu vernachlässigendes anthropologisches Merkmal des Menschen (was sich in der Konzeption der phänomenalen Umwelt – 'behavioral environment' in Absetzung von der geographischen Umwelt manifestiert (o.c., 31ff) und in Lewins topologischer Feldtheorie im einzelnen ausgearbeitet worden ist: 1981).

Die anthropologische Relevanz dieses sowohl nach organismischen Gemeinsamkeiten als auch nach menschlichen Besonderheiten fragenden holistischen Denkens ist besonders anschaulich geworden in denkpsychologischen Anwendungen und den diesbezüglichen Explikationen von 'produktivem Denken' (Wertheimer 1957) bzw. schöpferischer Freiheit (Metzger 1962), auf denen sowohl die empirisch ausgerichtete Kreativitäts- als auch die Humanistische Psychologie aufbauen konnten und aufgebaut haben. Damit werden aber auch die Begrenzungen der Gestalttheorie sowie ihre konstruktive Funktion in bezug auf eine theoretisch-psychologische Anthropologie noch einmal konkreter deutlich: Die Begrenzung liegt zweifellos darin, daß sie keine auch nur ansatzweise systematisierte, umfassende anthropologische Reflexion und Explikation bietet, sondern höchstens bestimmte Konkretisierungen an besonders interessanten Stellen; und diese Konkretisierungen leiden überdies auch noch unter der generellen Beschränkung gestalttheoretischer Konzepte, nämlich daß ihre Begrifflichkeit zu einem nicht geringen Teil zu alltagsnah, rein deskriptiv und unpräzise bleibt. Zugleich erfüllt sie damit aber gerade die konstruktive Funktion, phänomenologisches und holistisches Denken zumindest in Teilen der Psychologie soweit etabliert zu haben, daß von da aus weitergehende, umfassendere Entwürfe und Adaptionen z.B. existentialistischen Gedankenguts möglich wurden, wie es vor allem für die Humanistische Psychologie symptomatisch ist. Dementsprechend stellt Quitmann (1991, 73ff) z.B. das 'holistische Konzept der organismischen Selbstverwirklichung' von Goldstein als den Beginn der Humanistischen Psychologie dar, den ich eher unter die angesprochene Vorreiterfunktion einer phänomenologisch-holistischen Fundierung der humanistischen Bewegung in der Psychologie subsumieren würde.

### 3.3. Die Ausarbeitung des Existentialismus in Neo-Psychoanalyse und Humanistischer Psychologie

Die prospektiv-anthropologische Ausrichtung in psychologischen Forschungsprogrammen ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem mit der Assimilation des Existentialismus verbunden (vgl. Quitmann 1991, 43ff), wobei besonders die Idee der menschlichen Freiheit im Mittelpunkt stand – und zwar sowohl in der positiven Bedeutung der Handlungs- und Willensfreiheit als auch in der eher belastenden Bedeutung des zu dieser Freiheit Verurteilt-Seins (Camus; Sartre). Die existentialistische Idee von der 'Geworfenheit der menschlichen Existenz' impliziert also auch Absurdität, Angst etc. als unvermeidbare Basis für Entscheidungsfähigkeit, Verantwortlichkeit und In-der-Welt-Sein (Quitmann 1991, 64ff). Der existentialistische Ansatz amplifiziert so den eher formalen phänomenologisch-holistischen Rahmen durch inhaltliche Vorstellungen, die letztlich auch zu positiven anthropologischen Merkmalsexplikationen führen. Diese positive Anthropologiedynamik hat sich zunächst, wie bereits erwähnt (vgl. oben 2.4.), in der Psychoanalyse ausgewirkt, in deren Entwicklung vor allem die Ich-psychologische Reformulierung (New Yorker Schule) das pessimistische Menschenbild der klassischen Psychoanalyse überwunden hat. Ein erstes Beispiel dafür ist der Ansatz von Erikson (1966; 1973), der nicht nur das Phasenmodell der psychischen Entwicklung über die klassische Prägungsphase hinaus bis ins hohe Lebensalter erweitert, sondern für die postulierten acht Phasen zwar immer von einer spezifischen psychosozialen Krise ausgeht, aber dabei auch die konstruktive ('gesunde') Lösungsmöglichkeit angibt: Ur-Mißtrauen/Ur-Vertrauen; Scham-Zweifel/Autonomie; Schuldgefühle/Initiative; Minderwertigkeitsgefühle/Werksinn; Identitätsdiffusion/Identität; Isolation/Intimität; Stagnation/Generativität; Verzweiflung/Ich-Integrität (vgl. Becker 1982, 67ff; wobei 'Ich-Integrität' korrekter 'Ich-Integriertheit' lauten müßte). Dabei zeigt das Phasenmodell von Erikson hinsichtlich der quantitativen Relation noch relativ deutlich seine Provenienz aus der psychoanalytischen Prägungstheorie, weil z.B. die Phase sieben (der potentiellen Generativität) einen Zeitraum von vier Jahrzehnten umfaßt; aber prinzipiell ist hier die Transformation in eine konstruktive anthropologische Merkmalsexplikation durchaus vollzogen, ohne daß damit die organismischen Dimensionen und negativen, belastenden Situationsbedingungen menschlicher Existenz verleugnet wären. Das gilt in noch eindeutigerer Form auch für die 'Logotherapie' von Frankl (1973; 1979), der innerhalb der Psychoanalyse eigentlich das erste Sinnfindungsmodell entwickelt hat. Er geht davon aus, daß die heutigen Menschen nicht unter sexuellen, sondern existentiellen Frustrationen leiden, und zwar vor allem einem Sinnlosigkeitsgefühl, das zu "noogenen Neurosen" führt. In deren Therapie kommt es darauf an, die "Selbst-Transzendenz" (wieder-)herzustellen, die darin besteht, daß der Mensch "sich selbst vergißt und im Dienste einer Sache, einer Idee oder einer Person aufgeht." (Becker 1982, 135) Aufgrund von eigenen Lebenserfahrungen im Nationalsozialismus (KZ-Inhaftierung) geht Frankl davon aus, daß gerade auch Krisen- und Notsituationen zu Sinnfindung beitragen können, zum Beispiel auch in Form der Akzeption von Leiden, so daß die Leidensfähigkeit als wichtiges existentielles Merkmal des Menschen erscheint.

Diese Wert- und Sinnorientierung steht auch im Mittelpunkt der umfassenderen Richtung der Humanistischen Psychologie, die sich selbst als 'dritte Kraft' neben Behaviorismus und Psychoanalyse konstituiert hat (vgl. Bugental 1964). Dabei wird die Sinnfindung bzw. -orientierung ihrerseits verstanden als konstitutiver Teil des umfassenderen, existentiellen Bedürfnisses nach Selbstverwirklichung (vgl. Quitmann 1991, 15). Im Prinzip lassen sich daher mit Becker (1982, 145) "drei übergeordnete Modellvorstellungen" in der Humanistischen Psychologie unterscheiden: 'Sinnfindungsmodelle, Selbstaktualisierungsmodelle und Regulationskompetenzmodelle'. Die Sinnfindungs- und Selbstaktualisierungsmodelle akzentuieren vor allem den Produktaspekt der Werte und Ziele, während Regulationsmodelle eher die Prozeßperspektive des Wegs bzw. der Mittel zur Erreichung dieser Ziele thematisieren (Quitmann 1991, 292). Unter den Selbstverwirklichungsmodellen sind die Ansätze von Maslow und Rogers am bekanntesten geworden. Maslow unterscheidet in seiner Hierarchie der Motive (vgl. 1954/77; 1968/73) Defizienzbedürfnisse und Wachstumsbedürfnisse; bei den Mangelbedürfnissen postuliert er eine aufeinander aufbauende Hierarchie: physiologische Bedürfnisse, Sicherheitsbedürfnisse, Bedürfnis nach Liebe und Zugehörigkeit, Bedürfnis nach Achtung; bei den Wachstumsbedürfnissen steht das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung (Selbstaktualisierung) an oberster Stelle. Durch eine qualitativ-empirische Studie, in der er lebende und historische Persönlichkeiten analysiert hat, kommt Maslow zu achtzehn Merkmalen der psychisch 'gesunden' Selbstverwirklichung (von 'besserer Wahrnehmung' der Realität über mystische Grenzerfahrungen ('peak-experiences') bis zur Auflösung von Dichotomien in der Selbstverwirklichung (vgl. Maslow 1977; Quitmann 1991, 221ff; zur Kritik dieser Empirie als 'zirkulär' wegen der Auswahl der Personenstichprobe nach 'peak-experiences' vgl. Becker 1982, 112). Dabei vertritt er (zumindest am Ende seiner Theorieentwicklung) wie Frankl die These, daß eine solche Selbstverwirklichung nicht direkt angestrebt werden kann, sondern nur als 'Nebenprodukt eines auf andere Ziele ausgerichteten Handelns' erreicht wird (Becker 1982, 111). An dieser Stelle erscheint Rogers (1959; 1973; 1976) 'naiver', zumindest direkter: Nach ihm stellt die Motivation zur Selbstverwirklichung eine 'organismische Tendenz' dar, die allen Menschen innewohnt und von der Umwelt höchstens behindert werden kann. Solche Behinderungen müssen dann therapeutisch möglichst weitgehend außer Kraft gesetzt werden, weswegen die Theorie von Rogers genau wie die Psychoanalyse zunächst einmal als Therapietheorie entstanden ist (und zum Beispiel auch von der Psychoanalyse in der Person von Rank beeinflusst wurde: vgl. Quitmann 1991, 141ff). Die hier zentralen (therapeutischen) Grundhaltungen der Kongruenz, Empathie und bedingungslosen Wertschätzung werden von Rogers im Lauf der Ausarbeitung seines Ansatzes auch als hilfreich in der Entwicklung zwischenmenschlicher Beziehungen und für das Verhältnis des Individuums zu sich selbst postuliert. So kommt er letztlich zu einer Entwicklungstheorie der 'voll funktionierenden Persönlichkeit' (siehe unten Prozeßperspektive).

Die (inhaltliche) Ausweitung dieser Selbstverwirklichungsperspektive im 'Erfahrungshorizont Transzendenz' ist neben Frankl vor allem von Allport (1970) modelliert worden. Seine Merkmale der 'reifen Persönlichkeit' sind z.T. auf recht unterschiedlichen Konkretheitsebenen lokalisiert: 'Ausdehnung des Selbst-Sinns; warme Bezie-

hung des Selbst zu anderen; emotionale Sicherheit (Selbst-Bejahung); realistische Auffassung, Können und Arbeit; Selbst-Objektivierung: Einsicht und Humor; vereinheitlichende Weltanschauung' (Becker 1982, 126ff), wobei er unter dem Aspekt der Weltanschauung auch Entwürfe der deutschen Verstehenspsychologie (Spranger) ein- und aufarbeitet (in der Unterscheidung von sechs Wertorientierungen: vgl. die Allport-Vernon-Skala zur Werteinstellung: 1960). Von besonderer Relevanz für die praktische Wirksamkeit der Humanistischen Psychologie sind aber sicher auch jene Ansätze gewesen, die über die Prozeßperspektive Wege zur Realisierung der Selbstverwirklichung angeben. Dabei gehen alle einschlägigen Entwürfe von einem therapeutischen Einsatzpunkt aus, der allerdings in Richtung auf pädagogische und allgemein zwischenmenschliche Beziehungen ausgeweitet wird. Das gilt, wie schon angesprochen, für Rogers ebenso wie auch für die Gestalttherapie von Perls (1976; 1979) und vor allem die 'themenzentrierte Interaktion' (TZI) von Ruth Cohn, deren Interaktionsprinzipien 'Sei dein eigener Chairman' und 'Störungen haben Vorrang' sie selbst als "existentielle Daseinspostulate" versteht (vgl. Quitmann 1991, 184f). Zusammen mit den darauf bezogenen 'Hilfsregeln' haben sich diese Maximen in einer humanistisch orientierten Sozialpsychologie und -technologie heute weitgehend durchgesetzt.

Ohne Zweifel enthalten die ausgeführten Ansätze des humanistischen und neopsychanalytischen Forschungsprogramms einen erheblichen anthropologischen Anregungsgehalt und ein vielleicht noch größeres diesbezügliches Entwicklungspotential. Zur Abschätzung dieses Entwicklungspotentials gehört aber auf jeden Fall auch die Identifikation der (bisherigen) Begrenzungen und theoretischen Inkohärenzen. Wie nicht anders zu erwarten (vgl. oben Punkt 2.3.) führen vor allem die organismischen (Rest-)Implikationen zu konzeptuellen Inkohärenzen und Schwierigkeiten. Das gilt insbesondere für Rogers' Postulat einer organismisch verankerten Selbstaktualisierungstendenz, die man sicherlich mit Quitmann (1991, 171) als "bedingungsloses Vertrauen zum menschlichen Organismus" bezeichnen kann. Dieses bedingungslose Vertrauen stellt einen der Gründe dafür dar, daß eine Nähe zwischen Humanistischer Psychologie und Antipädagogik (vgl. Braunmühl 1976; 1978) besteht, weil durch die organismische 'Omnipräsenz des Guten jede Erziehung obsolet' wird (Herzog 1991, 31; vgl. auch die Kritik von Winkler 1982). Hinzu kommt, daß sich auch bei Rogers die Therapiegenese seines Ansatzes beeinträchtigend auswirkt, vor allem im Postulat der bedingungslosen Wertschätzung, wenn auch in diesem Fall nicht (wie bei der Psychoanalyse) negativistisch, sondern zu positiv: Denn diese Wertschätzung wird als der zentrale Weg zur Selbst-Wertschätzung angesetzt, als Grundlage dafür, daß eine realistische Wahrnehmung und Verarbeitung der eigenen Existenz möglich ist. Dies aber erscheint von außerhalb des gesprächspsychotherapeutischen Ansatzes als eine Form der rein hedonistischen Selbstakzeptanz, weil von einer 'reifen Persönlichkeit' unter moralischen Gesichtspunkten (siehe oben 2.3.) auch verlangt werden muß, daß sie eigene Handlungen, Gewohnheiten und Dispositionen realitätsadäquat wahrzunehmen vermag, obwohl sie diese u.U. negativ bewertet (bzw. auch umgekehrt, daß sie nicht jede beobachtbare Realität des eigenen Selbst positiv bewertet). Solche zumindest partiellen Widersprüchlichkeiten bzw. Paradoxien treten sicherlich noch häufiger als in der Humanistischen in der 'transpersonalen' Psychologie auf, die sich

selbst als 'vierte Kraft' versteht und das "Bewußtsein einschließlich bewußtseinerweiternder und -verändernder Prozesse, wie insbesondere spirituelle Erfahrungen, Ekstase, Grenz- und Sterbeerfahrungen" (Lück 1991, 168) in den Mittelpunkt stellt; hier verschwimmt z.T. die Grenze zur Esoterik, von der m.E. keine besondere Entwicklung und Dynamik für die Psychologische Anthropologie zu erwarten ist.

Unabhängig von dieser Problematik des 'Ausfransens' der Humanistischen Psychologie in den Bereich nicht-wissenschaftlicher Modeströmungen scheint sie bisher vor allem Ansatzpunkte z.B. nicht zur Erziehung von Kindern bzw. Jugendlichen, sondern eher zur Selbstsozialisation von Erwachsenen zu geben – und zwar prototypisch zur Überwindung von suboptimaler, fehlgelaufener (Fremd-)Sozialisationshistorie in Kindheit und Jugend, zur Überwindung bzw. Vermeidung eines unnötig negativen Selbstkonzepts etc. Das hängt zum einen sicherlich mit der therapeutischen Provenienz einer Mehrzahl der humanistisch-psychologischen Ansätze zusammen, zum anderen aber in nicht geringem Ausmaß auch damit, daß die meisten Modelle ein "individualistisches Verständnis von Selbstverwirklichung" (Quitmann 1991, 272) entwerfen. Das Soziale wird in den humanistischen Theorieansätzen nur höchst indirekt berücksichtigt, nämlich in erster Linie dadurch, daß das 'Selbst' als die individuelle Manifestation des Allgemein-Menschlichen und damit auch der menschlichen Sozialität aufgefaßt wird. Das führt aber lediglich dazu, daß letztlich auch "Selbstlosigkeit" und "selbstbeschränkende Anpassung" (Bühler 1962, 523f) als Realisierung von Selbstverwirklichung postuliert werden. Eine solche (wiederum zumindest partiell inkohärente) Konzeptualisierung kann allerdings kaum als zureichende Modellierung der sozialen Eingebundenheit und Interaktion des Menschen akzeptiert werden. Diese Schwäche wird am ehesten noch von Fromm überwunden, dessen Ansatz (neo-)psychoanalytische, humanistische und soziologische (neo-marxistische) sowie z.T. auch theologische Traditionen verbindet (1980ff). Die Verbindung zwischen der psychoanalytischen und (neo-marxistischen) Tradition zeigt sich schon in der Kritik von Fromm an Freud, daß dieser 'nie über die Familie als letzte Realität hinausgesehen' habe (Quitmann 1991, 244); im Gegensatz dazu versucht Fromm, die "Wechselwirkung zwischen biologischer Ausstattung des Menschen und den sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebensbedingungen" (Becker 1982, 84) zu analysieren. Seine Rekonstruktion von nicht-produktiven Orientierungen (rezeptive, masochistische Orientierung; ausbeuterische sadistische O.; hortende destruktive O.; Marketing- und indifferente O.: 1980, II) stellt eine Kritik sowohl am Individuum wie an gesellschaftlichen Entwicklungen der Moderne dar. Er setzt dem als produktive Orientierung die kreative Arbeit sowie Liebe und vernunftgemäßes Denken entgegen; im kreativen Tätigsein vermag der Mensch, die Welt in sich aufzunehmen, und in der Liebe, seine Vereinzelung zu überwinden, ohne die Individualität zu verlieren (vgl. Quitmann 1991, 261ff). Auf diese Art und Weise kann der einzelne die in unserer Gesellschaft (sentwicklung) dominierende, reduktionistische Existenzform des (bloßen) Haben-Wollens überwinden und zum (tieferen, umfassenderen) Sein vorstoßen (Fromm 1976). Insofern bezeichnet 'Selbstverwirklichung' bei Fromm nicht nur einen individuellen, sondern auch einen (potentiellen) 'historischen und damit auch kollektiven Prozeß' (Quitmann, 1991, 272) der Auseinandersetzung des Menschen mit Natur, Kultur und Transzendenz. Was dieser Überwindung des indivi-

dualistischen Verständnisses von 'Selbstverwirklichung' allerdings noch fehlt, ist die konkrete, präzise Verbindung zu objekttheoretischen Forschungsansätzen (und damit auch einer empirischen Überprüfung). Fromms Stärke als 'Philosoph' unter den Humanistischen Psychologen/innen liegt in der spekulativen Kraft und Weite seines Denkens, die aber von zukünftiger Forschung auch empirisch untermauert werden muß; eine umfassende theoretisch-psychologische Anthropologie wird dabei auch zu prüfen haben, inwiefern die in seinem Ansatz zusammengebrachten Traditionen bzw. Modelle (siehe oben) in der Tat kohärent integrierbar sind (vgl. grundsätzlich unten Punkt 4.).

### *3.4. Epistemologie-Modelle: von der personalen Konstrukt-Theorie zum Forschungsprogramm Subjektive Theorien*

Nicht zuletzt aus der Kritik am Behaviorismus und vor allem auch an dessen pragmatisch widersprüchlicher, asymmetrischer Relation von Erkenntnis-Subjekt und -Objekt (siehe oben 2.2.) hat sich ein Erstarken des handlungstheoretischen Ansatzes in der Psychologie ergeben, der erlaubt, psychische Prozesse, Zustände und Produkte des psychologischen 'Gegenstandes' (Erkenntnis-Objekt) unter das gleiche Modell zu subsumieren, das auch im Selbstbild des Erkenntnis-Subjekts angesetzt wird. Diese Strukturparallelität der Menschenbilder impliziert einen vergleichsweise 'engen' Handlungs-Begriff, in dem die Intentionalität des Handelns qua bewußter Entscheidung für bestimmte Handlungsalternativen unter Rückbezug auf spezifische Ziele, Normen etc. sowie die Planung und Rolle der Handlungsausführung als konstitutive Merkmale angesetzt werden (vgl. Groeben 1986, 71ff). Damit wird generell eine Qualität des menschlichen Agierens postuliert, die z.B. Denken als Erkenntnistätigkeit begreift, wie das vom grundsätzlichen Anspruch her auch für das Modell von Piaget gilt, in dem dieser epistemologische Ansatz aber durch die organismischen Implikationen quasi 'korrumpiert' wird (vgl. oben 2.3.). Gänzlich ohne solche reduktionistischen Implikationen ist das epistemologische Subjektmodell historisch zum ersten Mal in dem zur damaligen Zeit relativ monolithischen Ansatz von Kelly (1955) ausgearbeitet worden. Sein Modell des 'man the scientist' geht davon aus, daß auch das Alltagsdenken des Menschen prinzipiell die gleichen Funktionen erfüllt, wie das für wissenschaftliches Theoretisieren gilt: nämlich die (in diesem Fall subjektiv) relevanten Zustände und Ereignisse der (Um-)Welt zu beschreiben, zu erklären und gegebenenfalls entsprechend alternativen Zielsetzungen zu verändern (wissenschaftstheoretisch: Technologie). Kelly führt zur Berücksichtigung dieser Funktionen das theoretische Konzept der 'personalen Konstrukte' ein, unter denen er kognitive Konstruktionen des jeweiligen individuellen Subjekts versteht, mit deren Hilfe eine Person Ereignisse antizipiert (vgl. das Grundpostulat: Kelly 1986, 59; Bannister & Fransella 1981, 9). Unter diesen 'personalen Konstrukten' subsumiert er folglich auch solche kognitiven Strukturen, die zu Hypothesen und Hypothesenhierarchien, Modellen und Theorien des wissenschaftlichen Denkens als analog angesehen werden können. Dadurch nutzt er sicherlich das Differenzierungspotential, das in der reflexiven Selbstanwendung des wissenschaftlichen Selbst-Bilds auf den psychologischen 'Gegenstand' enthalten ist, nicht optimal aus; denn die mittlerweile vorliegenden differenzierten Rekonstruktionen der Wissenschaftstheorie über die Strukturen wissen-

schaftlichen Erkennens bieten heute in dieser Dimension konstruktive Möglichkeiten zu einer präziseren Ausarbeitung der Struktur und Funktionsweise solcher 'kognitiven Konstruktionen' des Alltags-(psychologischen) Denkens. Deshalb haben Groeben & Scheele (1977) vorgeschlagen, die von Kelly begonnene 'Psychologie des reflexiven Subjekts' mit dem zentralen theoretischen Konzept der 'Subjektiven Theorie' fortzusetzen, woraus sich mittlerweile das Forschungsprogramm Subjektive Theorien (FST) entwickelt hat.

Innerhalb dieses Forschungsprogramms werden 'Subjektive Theorien' als diejenigen komplexen Denkstrukturen verstanden, die zwar auf (subjektiven) begrifflichen Konzepten aufbauen, aber über diese hinausgehen, insofern dabei satzartige Kombinationen von Begriffen mit zumindest impliziter Argumentationsstruktur vorliegen (bzw. rekonstruiert werden können: vgl. Groeben & Scheele 1982). Im Rahmen des oben angesprochenen handlungstheoretischen Ansatzes stellen die damit thematisierten komplexen Denkinhalte und -strukturen jenes intentionale Fundament von Handlungen dar, das in einer höchst komplexen Aggregation von Zielsetzungen, Überzeugungen über Handlungswirkungen etc. für eine adäquate Beschreibung und Erklärung des menschlichen Handelns unverzichtbar ist. Denn jegliche Handlungsbeschreibung und -erklärung impliziert eine intentionale Interpretation des von außen beobachtbaren Verhaltensaspektes (vgl. Wright 1974), wobei aber nur die Selbstinterpretation des Handelnden 'operativ wirksam' werden kann (Lenk 1978, 344). Deshalb ist unter handlungstheoretischer Perspektive (zumindest zunächst) von dieser Selbstinterpretation des Handelnden auszugehen, deren komplexeste Form die Struktur Subjektiver Theorien annehmen kann. Subjektive Theorien bezeichnen damit die z.T. sehr weitreichende, potentiell höchst individuelle (intentionale) Bedeutungsdimension des jeweiligen Handelns, die durch Beobachtung von außen nicht (mehr) sicher abbildbar ist, sondern nur durch Kommunikation mit dem Handelnden selbst verstanden werden kann (vgl. Groeben 1986, 145ff). Diese Konzeption von individuellen, aber kommunizierbaren Bedeutungsdimensionen bei der komplexen Gegenstandseinheit 'Handlung' hat dazu geführt, daß innerhalb des Forschungsprogramms Subjektive Theorien sogenannte Dialog-Konsens-Methoden entwickelt worden sind (vgl. Scheele & Groeben 1984; 1988), mit denen eine adäquate (verstehende) Beschreibung der (z.T. eben höchst komplexen) Intentionalität des Handelnden gesichert werden kann. Dabei ist die (dialog-hermeneutische) Methodik eingebettet in die wissenschaftstheoretische Konzeption einer zweiphasigen Forschungsstruktur, in der die erste Rekonstruktions-Phase zur verstehenden Beschreibung der Gründe, Ziele und (intendierten) Wirkungen des Handelnden (Kommunikative Validierung) als vorgeordnet in Relation zur empirischen Überprüfung der Realitätsadäquanz dieser (Selbst-)Interpretation angesetzt wird (vgl. Groeben 1986, 326ff); allerdings ist die zweite Phase der beobachtenden, explanatorischen Validierung in bezug auf die Geltung der (subjektiven) Handlungserklärung, d.h. die intersubjektive Akzeptanz der Gründe als Ursachen des Handelns, als übergeordnet anzusehen. Auf diese Art und Weise wird sowohl die Sinnhaftigkeit von Handlungen (in der vor-, aber untergeordneten Phase der dialog-hermeneutischen Rekonstruktions-Feststellung) als auch die Frage nach der adäquaten Handlungserklärung (in der nach-, aber bezüglich der

Geltung übergeordneten Phase der beobachtenden Realitätsadäquanz-Feststellung) berücksichtigt.

Unter anthropologischer Perspektive werden durch diese Konzeption eines zweiphasigen Forschungsprozesses im übrigen die unnötigen Beschränkungen überwunden, die der Psychologie durch die naturwissenschaftliche Prägung bei ihrer Geburt als objekttheoretische Disziplin (vgl. Groeben 1981a) entstanden sind. Die naturwissenschaftliche Ausrichtung, die im methodologischen Behaviorismus lediglich besonders deutlich zum Ausdruck kommt, hat dazu geführt, daß von den 'höheren Sinnen' des Menschen im wissenschaftlich-psychologischen Erkenntnisprozeß nur das Sehen zum Zuge gekommen ist (deshalb bezeichnet Herzog m.E. den Behaviorismus völlig zu Recht als 'schauende Wissenschaft': 1991, 254). Der Gesichtssinn aber ist ein anthropologisch primär auf Differenzierung, Trennung, Prüfung, nicht in erster Linie auf Sinngenerierung angelegter Sinn (l.c.). Für das Sinnverstehen ist, sowohl von der phylo- als auch der ontogenetischen Entwicklung her, das für die Sprachfähigkeit konstitutive Hören ungleich relevanter. Die sinnverstehende Kommunikation aber ist bislang in der psychologischen Methodenlehre und Wissenschaftskonzeption sicherlich insgesamt eher unterrepräsentiert; unter dieser Perspektive kann vor allem die Psychoanalyse als 'hörende Wissenschaft' bezeichnet werden (Herzog l.c.), doch ist dieser konstruktive Zug durch die Destruktivität des pessimistischen Menschenbildes (siehe oben 2.4.) und besonders die (überwiegend) fehlende Bereitschaft zur Geltungsprüfung verständlicher-, vielleicht sogar berechtigterweise unwirksam geblieben (vgl. Möllenstedt 1976; Möller 1978). Anthropologisch gesprochen läuft die traditionelle Kritik der 'akademischen Psychologie' an der Psychoanalyse darauf hinaus, daß diese eine hörende, aber blinde Wissenschaft darstellt. Mit fast der gleichen Berechtigung läßt sich aber u.U. gegenüber der naturwissenschaftlich geprägten Psychologie einwenden, daß diese eine schauende, aber taube (zumindest schwerhörige) Wissenschaft darstellt; und nach allem, was man aus der Entwicklungspsychologie weiß, würde das sicher nicht die geringere (oder gar zu vernachlässigende) Behinderung bedeuten. Das Forschungsprogramm Subjektive Theorien stellt daher derzeit das am explizitesten ausgearbeitete Beispiel dar, wie von einem epistemologischen Subjektmodell aus auch eine anthropologische Weiterentwicklung bzw. Vervollständigung der methodologischen Struktur der Psychologie erreicht werden kann.

Damit ist das epistemologische Subjektmodell zumindest in Umrissen als Bild des reflexions-, kommunikations-, rationalitäts- und handlungsfähigen Menschen skizziert (vgl. ausführlicher Groeben 1986, 59ff; Groeben et al. 1988). Allerdings ergeben sich natürlich auch hier kritische Fragen in bezug auf – unnötige bzw. sogar destruktive – Beschränkungen oder Begrenzungen dieses Menschenbildes. Derjenige Kritikpunkt, der zumindest aus der Richtung einer humanistisch orientierten, 'hörenden' Wissenschaft quasi automatisch vorgebracht wird, ist der Einwand, daß mit einer solchen Subjektmodellierung parallel zum Selbstbild des wissenschaftlich erkennenden Subjekts die Emotionalität des Menschen weitestgehend (bzw. auf jeden Fall untolerabel stark) vernachlässigt wird. Aus der Sicht des Forschungsprogramms Subjektive Theorien repräsentiert dieser 'Vorwurf' aber lediglich ein alltagspsychologisches Vorurteil (als abgesunkenes Kulturgut aus Biedermeier und Neoromantik): nämlich die Dichotomisierung von Kognition und Emotion – die gerade von seiten der wissenschaftlichen Psychologie nicht mitgemacht werden sollte (vgl. schon Groeben & Scheele 1977, 102ff). Vielmehr läßt sich die These aufstellen (und ausarbeiten), daß ein differenziertes Emotionserleben immer auch reflexive Bewertungskomponenten enthält, die die Grundlage einer auch theoretischen Integration von Emotions- und Kognitionsmodellen darstellen; Scheele hat (1990) diese Konzeption von "Emotionen als bedürfnisrelevante Bewertungszustände" als "Grundriß einer epi-

stemologischen Emotionstheorie" theoretisch ausgearbeitet und in ersten empirischen Untersuchungen in bezug auf ihre praktische Brauchbarkeit validiert. Dennoch kann man als prinzipiellen Einwand gegen das 'epistemologische Subjektmodell' sicherlich vorbringen, daß damit ebenfalls (wie z.B. in der Psychoanalyse: siehe oben 2.4.) eine humane Partialgruppe als Modell für die Explikation eines Menschenbildes herangezogen wird – und im Falle der Psychoanalyse wurde das als reduktiv, z.T. sogar reduktionistisch kritisiert. Wieso kann dann das epistemologische Subjektmodell als Beispiel für elaborativ-prospektive Menschenbilder verstanden werden? Die Antwort darauf liegt zunächst einmal in der positiven Bewertung von Reflexivität, Rationalität, Kommunikations- und Handlungsfähigkeit etc. (vgl. Groeben et al. 1988, 209ff). Zum zweiten sind, wie skizziert, vor allem auch Begrenzungen, die aus einem zu beschränkten Verständnis der zentralen anthropologischen Merkmale heraus unterstellt werden, zurückzuweisen (vgl. über das hier genannte Beispiel der Kognitions- und Emotions-Dichotomie hinaus: Groeben et al. 1988, l.c.). Entscheidend aber ist aus der Sicht des Forschungsprogramms Subjektive Theorien die hier explizit angesetzte Relation zwischen dem Selbstbild des Erkenntnis-Subjekts und dem Gegenstandsmodell des Erkenntnis-Objekts: Dieses Verhältnis (man kann auch sagen zwischen 'Subjektiven' und 'objektiven' qua intersubjektiven wissenschaftlichen Theorien) wird nämlich als eine Relation des Austauschs modelliert, womit eine bidirektionale Interaktion gemeint ist. Durch die postulierte Strukturparallelität zwischen 'Subjektiven' und 'objektiven' Theorien kann die Richtung des Einflusses sowohl von den 'objektiven' zu den 'Subjektiven' gehen als auch umgekehrt (vgl. schon Heckhausen 1975; Weinert 1977; Groeben & Scheele 1977, 176ff). Und das Gleiche gilt für die Ebene der Subjektmodelle: Wenn sich das (vom wissenschaftlichen Theoretisieren her übertragene) epistemologische Subjektmodell für Alltagsdenken und -handeln als unvollständig, partiell unbrauchbar etc. erweisen sollte, ist durchaus zu überlegen, ob unter der Metanorm 'Sollen impliziert Können' (vgl. Albert 1971; Tranoy 1972) nicht am Selbstbild der Wissenschaftler/innen Veränderungen vorgenommen werden sollen (und sei es z.B. auch 'nur', mehr Emotionen in die wissenschaftspsychologische und -theoretische Rekonstruktion des wissenschaftlichen Handelns einzubeziehen). Durch diese konsequente Permeabilität der Grenze zwischen Erkenntnis-Subjekt und -Objekt (die bereits im Grundprinzip der Selbstanwendung enthalten ist) wird die potentiell reduktive bzw. reduktionistische Dynamik einer menschenbildgenerierenden Formulierung von (zu) speziellen Partialgruppen aus aufgehoben.

Als ein möglicher Ansatzpunkt für eine solche Austauschperspektive kann ein Problem gelten, das das Forschungsprogramm Subjektive Theorien mit dem Informationsverarbeitungsansatz zu teilen scheint; an letzterem ist es vor allem von Dreyfus & Dreyfus kritisiert worden: nämlich das Problem, daß Ansätze, die von einer wissenschaftsanalogen (maximal expliziten, rationalen) Struktur menschlichen Wissens ausgehen, das gerade für Experten konstitutive intuitive Denken und verdichtete Wissen vernachlässigen (vgl. Dreyfus & Dreyfus 1987; in bezug auf das FST auch Bromme 1984; 1992). Danach ist Expertentum insbesondere dadurch gekennzeichnet, daß ein holistisches, intuitives Verständnis von Gegenstandsbereichen vorliegt, das gerade keine bewußten Entscheidungsregeln impliziert, weswegen

Expertenhandeln als 'arational' einzuschätzen ist (Dreyfus & Dreyfus 1987, 62). Für diese Phänomene des intuitiven Denkens und verdichteten Wissens, des 'Problemlösens' ohne bewußte, verbalisierbare Problemstrukturierung und Lösungsregeln sind mittlerweile auch genügend empirische Daten gesichert worden (vgl. z.B. Benner 1984; als Zusammenfassung für den pädagogischen Bereich: Bromme 1992). Allerdings lassen sich solche Prozesse durchaus, wie Wahl (1991) gezeigt hat, mit den Kernannahmen des Forschungsprogramms Subjektive Theorien verbinden, und zwar in der Hypothese (o.c., 109), daß "miteinander vernetzte Gedächtnisstrukturen unterschiedlichen Verdichtungsgrades zum gleichen inhaltlichen Bereich vorliegen" (können). Eine möglichst kompetente, eingeschliffene Handlungsweise basiert dann darauf, daß theoretische Inhalte (einschließlich Regeln) möglichst weit verdichtet werden; zugleich muß für ein denkbare Umlernen von (suboptimalen bzw. eventuell durch Veränderungen im Problembereich eindeutig inadäquaten) Gewohnheiten dann diese Verdichtung wieder aufgelöst werden, um über Umstrukturierung, andere Regeln etc. neue (schlußendlich u.U. auch wieder verdichtete) Handlungskompetenzen zu schaffen (o.c., 181ff); Wahl entwickelt für eine solche Modifikation auch des 'Handelns unter Druck' pädagogisch-didaktische Möglichkeiten (als 'Kommunikative Praxisbewältigung in Gruppen': KOPING; o.c., 196ff). An diesem Beispiel zeigt sich zum einen, daß das Forschungsprogramm Subjektive Theorien wegen des nicht-formalisierten Charakters seiner theoretischen Modellierung deutlich flexibler ist als z.B. die (harte) KI-Forschung, wenn es um die Einbeziehung solcher intuitiven bzw. verdichteten Gedächtnis- und Wissensstrukturen geht. Zum anderen stellt sich hier durchaus die Frage, inwiefern bestimmte Merkmalsexplikationen des epistemologischen Subjektmodells auf der Grundlage solcher Erweiterungen modifiziert werden müssen oder zumindest sollten – dann allerdings u.U. auch für das Selbstbild der Wissenschaftler/innen vom wissenschaftlichen Theoretisieren als 'Expertenhandeln'.

#### **4. Plädoyer für eine Weiterentwicklung der prospektiv-elaborativen Anthropologie**

Wie kann und soll nun die Zukunft der postulierten theoretisch-psychologischen Anthropologie aussehen? Wie in der Einleitung begründet hat man m.E. in den Sozialwissenschaften nicht die Wahl, Anthropologie zu treiben – oder es bleiben zu lassen. Psychologische Theorien und Forschungsprogramme haben immer unvermeidbar anthropologische Implikationen, so daß es nur darum geht, ob diese anthropologischen Dimensionen weitgehend unthematisiert bleiben oder explizit gemacht werden. Daß die Mehrheit der psychologischen Theorieansätze bisher eher durch eine implizite "Kryptoanthropologie" (Lassahn 1983, 9) gekennzeichnet sind, stellt nicht unbedingt ein Argument gegen eine explizite psychologische Anthropologie dar. Vielmehr ist damit das Problem verbunden, daß eventuelle negative Folgen der nicht bewußt intendierten, z.T. unreflektierten Anthropologie unkontrolliert bleiben, weil dafür gar kein Problembewußtsein existiert. Sicherlich führen wissenschaftliche Theorien nicht direkt zu bestimmten Verwertungen (Technologien im wissenschaftstheoretischen Sinne; vgl. Groeben & Westmeyer 1981, 165ff; Breuer 1991, 209ff);

und das gilt für anthropologische Kernannahmen mindestens genauso. Aber anthropologische Subjektmodelle legen bestimmte Problemstellungen näher als andere, und damit kann von unterschiedlichen Graden der Pervertierbarkeit die Rede sein (für die z.B. Weizenbaum in bezug auf die Computertechnologie unermüdlich Beispiele vorbringt: 1984). Deshalb ist eine explizite prospektive Anthropologie, die gerade negative Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen und der menschlichen Gesellschaft zu vermeiden trachtet, unter ethischen Gesichtspunkten sicher vorzuziehen (vgl. Herzog 1984, 72ff; Groeben 1986, 422ff).

Allerdings dürfte es selbst bei denen, die dieser These zustimmen, kontrovers sein, ob eine solche explizite prospektive Anthropologie als Elaboration vorhandener (positiver) Selbstbilder des Menschen aus seiner bisherigen Kulturgeschichte konzipiert werden sollte. Denn diese Elaborationsperspektive steht im Kontrast zu der gängigen Zielidee davon, was eine kreative wissenschaftliche Theorie (die gegenüber dem Alltagsdenken als Erkenntnisfortschritt gelten kann) leisten soll. Der Erfolg der Naturwissenschaften hat, wie Bachelard (1987) differenziert herausgearbeitet hat, vor allem in der Kontraintuitivität zum alltäglichen Denken, zu mythologischen Vorstellungen und der praktischen Interessengebundenheit dieses Denkens bestanden (vgl. Hampe 1991). Die Elaboration vorliegender positiver Selbstbilder und vor allem auch das Kriterium der Selbstanwendung von wissenschaftlichen Subjektmodellen auf den Gegenstand der Psychologie aber laufen auf eine 'Kontinuität zum Alltagsdenken und seiner Ethik' hinaus, die aus der Sicht des klassischen – naturwissenschaftlichen – Kreativitätskriteriums mit der Gefahr der Produktion von Trivialitäten verbunden ist (l.c.). Diese Kritik impliziert allerdings auf höchstem Abstraktionsniveau (hier dem der Kreativitätskriterien für Wissenschaft) die monistische These, daß alle metatheoretischen Zielideen für alle Wissenschaften gleichermaßen gelten (sollen). Dem ist m.E. – mit gutem Grund – ein gemäßigter Dualismus entgegenzuhalten, nämlich daß bestimmte Kriterien (wie z.B. das der Kreativität wissenschaftlichen Theoretisierens) für die Sozial- bzw. Humanwissenschaften anders als in den Naturwissenschaften zu explizieren sind (Groeben 1991a). Das Problem läuft (in der Formulierung von Herzog 1991, 238) auf die Frage hinaus, ob psychologische Theorien 'das lebensweltliche Verständnis menschlichen Verhaltens *ersetzen* oder *ergänzen*' sollen – wobei unter einer solchen Ergänzung durchaus auch eine konstruktive Weiterentwicklung verstanden werden sollte. Nach meiner Einschätzung sprechen hier die besseren Argumente für eine konstruktive Elaboration und Weiterentwicklung des lebensweltlichen Verständnisses – zumindest im Bereich der Psychologie (bzw. Sozial- und Kulturwissenschaften generell). Vor allem die oben (2.2.) angesprochene Kritik an der harten KI-Forschung enthält gute Gründe dafür, warum im menschlichen Bereich eine 'kontraintuitive Entmythologisierung' auch kontraproduktiv wirkt: weil sie nämlich mit dem 'lebensweltlichen Verständnis' auch den Gegenstand, um den es eigentlich geht, eliminieren würde. So weist Searle (1986, 96) darauf hin, daß mit intentionalem Handeln eben die Erfahrung der Entscheidungs- und Handlungsfreiheit unauflösbar verbunden ist, so daß jede (noch so monistische) Theorie diese Qualität (mit-)beschreiben und erklären muß, wenn sie den Gegenstand nicht völlig 'auflösen' will. Und am zentralen Merkmal des Bewußtseins scheitert das Streben nach Distanz, Entfremdung und Kontraintuitivität zur Alltagswelt völlig: "Die Un-

terscheidung zwischen Schein und Wirklichkeit ist auf die Existenz des Bewußtseins selbst nicht anwendbar. Denn wenn es mir so scheint, als hätte ich Bewußtsein, dann *habe* ich Bewußtsein." (Searle 1986, 98) Von hier aus erscheint der Gegenpol zur monistischen Explikation des Kreativitätskriteriums für wissenschaftliches Theoretisieren plausibler: nämlich daß die Sozial- und Kulturwissenschaften u.U. "erst dann eine zur Naturwissenschaft vergleichbare Relevanz und Funktion in dieser Gesellschaft erreichen, wenn sie aufhören, deren Zielkriterium der Distanz- und Kontraintuitivitätsmaximierung nachzuahmen" (Groeben 1991a, 46); wenn sie statt dessen also eher das lebensweltliche Verständnis gerade auch im Hinblick auf das anthropologische Selbst- als Idealbild der Menschen konstruktiv aufnehmen und in nicht-trivialer Weise weiterentwickeln.

Eine Minimalbedingung solcher Nicht-Trivialität ist sicherlich, daß die jeweils postulierten anthropologischen Kernannahmen bzw. Subjektmodelle nicht miteinander inkompatibel sind. Eine theoretisch-psychologische Anthropologie wird herausarbeiten müssen, welche Menschenbilder unter dem Ziel einer Modellunifikation miteinander verbindbar sind bzw. bei welchen der Versuch einer Zusammenführung zu einer (untolerablen) 'Modellhybridisierung' (Herzog 1984, 288ff) führen würde. Dabei betrifft eine erste, grundlegende Frage die Relation der reduktiv-implikativen Subjektmodelle zu denen der prospektiv-elaborativen Anthropologie. Denn gerade die Abhängigkeit der anthropologischen Modellmerkmale von z.B. methodologischen Ausgangspunkten führt nicht selten dazu, daß sie bereits in einem völlig anderen (gegenstandskonstituierenden) Sprachspiel formuliert sind als die explizit elaborativen Anthropologieentwürfe, weswegen etwa gleiche Begrifflichkeiten völlig Unterschiedliches bezeichnen (können). Herzog führt hier als Beispiel die Diskussion um das 'Interaktions'-Konzept an (1984, 292f), unter dem die klassische experimentell ausgerichtete Differentielle Psychologie bekanntlich eine (vom varianzanalytischen Modell geprägte) Vorstellung der uni-direktionalen Interaktion unterstellt, während die sozialpsychologisch-anthropologische Position eine bi-direktionale Wechselwirkung postuliert (vgl. Hoefert 1982; Hyland 1984). Diese Kompatibilitäts- und Kohärenzfrage ist dann im weiteren sicherlich auf möglichst allen Ebenen der (wachsenden) Komplexität zu stellen bis hin zur Frage nach der Relation ganzer Menschenmodelle, wie z.B. dem mechanistischen, organismischen, existentialistischen etc. Hier dürfte bereits aus der oben vorgenommenen Rekonstruktion deutlich geworden sein, daß und an welchen Punkten Unvereinbarkeiten vorliegen. Ein denkbarer Lösungsansatz für dieses Problem liegt in der Entwicklung von (metatheoretisch-anthropologischen) Meta-Modellen, in denen eine (Präferenz-)Gewichtung der einzelnen Modelle und damit eine methodologische Maxime zum sequentiellen Einsatz dieser Subjektmodelle entwickelt werden. Ein Beispiel dafür bietet das Forschungsprogramm Subjektive Theorien, in dem (aufgrund einer ethischen Rechtfertigung) das Ausgehen von einer handlungstheoretischen Modellierung gefordert wird, an das sich im negativen Fall einer (auch empirischen) Unbrauchbarkeit dieser Modellierung aber ein Übergang zu tuns- bzw. verhaltenstheoretischen Modellen anschließt (vgl. Groeben 1986, 336ff; Groeben 1991). Hier wird eine ausgearbeitete theoretisch-psychologische Anthropologie sicherlich noch differenziertere Inkompatibilitäts- und

Kohärenzdiagnosen, Präferenz- und Sequenzierungsvorschläge auf den verschiedensten Komplexitätsebenen anthropologischer Modellierung erarbeiten müssen.

Allerdings thematisiert diese rekonstruktive Perspektive die beiden eigentlich zentralen Fragerichtungen eines prospektiv-elaborativen Ansatzes lediglich indirekt und auf jeden Fall eben nicht weiterführend. Die erste dieser Fragerichtungen hat sich wie ein roter Faden als übergeordneter Anspruch durch die oben skizzierte Diskussion der bisherigen psychologischen Subjektmodelle gezogen, nämlich das Ziel, eine anthropologische Modellierung zu erreichen, die der (existentiellen) Stellung des Menschen zwischen Natur und Kultur, in Sozial- und Transzendenzbezügen gerecht wird. Denn eine umfassende Anthropologie "hat den Menschen eben als *Naturwesen* ebenso zu fassen wie als *Sozialwesen*, als *Kulturwesen* ebenso wie als *Individual-, Personal- und Geisteswesen*." (Lenk 1983, 157) Die zweite grundlegende Zielperspektive allerdings wird bislang auch in den besprochenen elaborativen Ansätzen nur sehr global behandelt: nämlich die Frage, welche Entwicklungsrichtungen der prospektiven Modellexplikation ein besonderes Gewicht erfahren (sollen), mit besonderer Dringlichkeit (sei es zeitlich, konzeptuell oder von der Praxisrelevanz her) auszuarbeiten – und zu realisieren sind. So legitim und unvermeidbar es ist, daß psychologisch-anthropologische Subjektmodelle vom menschlichen Individuum ausgehen, so vernachlässigen an dieser Stelle die bisherigen elaborativ-anthropologischen Ansätze der Psychologie aber gleichzeitig zu sehr die historisch-gesellschaftliche Relativität. Die Frage nach der Richtung und Gewichtung einer prospektiven Elaboration vorhandener (positiver) anthropologischer Selbstbilder wird m.E. vor allem unter Rückgriff auf historisch-gesellschaftliche Rahmenbedingungen zu entscheiden sein; es geht darum, was in einem bestimmten historischen Zustand unserer gesellschaftlichen Entwicklung an Verschüttungen, Beschränkungen, Begrenzungen der – global zu postulierenden (siehe oben) – anthropologischen Möglichkeiten des Menschen vorliegt. Hier kann es die auch wissenschaftstranszendente Aufgabe einer theoretisch-psychologischen Anthropologie sein, durch differenziertere, konkretere prospektive Elaborationen ein Gegengewicht zu schaffen und zu einer 'anthropologischen Vervollständigung' der je historisch-gesellschaftlich manifesten menschlichen Existenz beizutragen. Dies impliziert eine Ergänzung der oben skizzierten Makroebene globaler Anthropologiemodelle durch Ausarbeitung spezifischer anthropologischer Merkmalskonzeptionen auf Mikroebene, die vor einem bestimmten historisch-gesellschaftlichen Hintergrund die postulierte prospektive Elaborationsfunktion erfüllen können. Für diese Mikroebene können dann die globalen Modellperspektiven qua abzudeckender 'Erfahrungshorizonte' als Dimensionsvorgaben dienen, innerhalb derer solche spezifischen (anthropologischen) Merkmalsexplikationen zu verorten sind – und die von diesen Explikationen möglichst vollständig 'abgedeckt' werden sollten.

Dabei resultieren aus der dargestellten bisherigen psychologisch-anthropologischen Diskussion m.E. zumindest zwei – bipolare – Dimensionen. Denn das eine, immer wieder auftauchende Grundproblem dieser Explikationen betraf die Zugehörigkeit des Menschen zur Natur wie Kultur und damit die Modellierung sowohl von organismischen Dimensionen als auch seiner (kulturellen) Transzendenzfähigkeit. In anthropologischer Terminologie möchte ich die darin enthaltene Dimension benennen

als: *Sinnlichkeit – Sinnhaftigkeit*. Das zweite anthropologische Grundproblem, das vor allem auch in der Kritik an den vorliegenden psychologischen Subjektmodellen immer wieder aufgeschienen ist, betrifft die Existenz des Menschen als Einzelwesen und zugleich seine unvermeidbare, konstitutive Sozialität. In Aufnahme der hier begriffsprägenden Modellexplikationen läßt sich diese Dimension derzeit vielleicht am besten benennen als: *Selbstverwirklichung – Mitmenschlichkeit*. Die Aufgabe einer prospektiv-elaborativen Anthropologie auf Mikroebene bestünde dann darin, innerhalb des Koordinatenkreuzes dieser vier zentralen anthropologischen Oberkategorien solche Merkmalsexplikationen besonders differenziert und konkret herauszuarbeiten, die für die Weiterentwicklung sowohl der wissenschaftlichen Anthropologie als auch ihres 'Gegenstands' in der jeweiligen historisch-gesellschaftlichen Rahmensituation besonders wichtig sind bzw. sein können. Das impliziert selbstverständlich Bewertungen dieser historisch-gesellschaftlichen Situation, die es ebenfalls explizit zu machen gilt. Ein solcher Wertungshorizont aber ist sowieso in jeder anthropologischen Modellierung (mit-)enthalten, wie die vorgelegte Diskussion der bisherigen psychologischen Subjektmodelle deutlich gezeigt haben dürfte. Insofern bietet die anthropologische Konzeptualisierung auf Mikroebene auch unter wissenschaftstheoretischer (und -soziologischer) Perspektive noch einmal eine wichtige Ergänzung zur Modellierung auf Makroebene; denn letztere kann u.U. den Eindruck erwecken bzw. zu der Annahme verführen, als ob die unvermeidbaren Wertungsimplicationen den Status von letztbegründeten Grundwerturteilen innehätten. Die anthropologische Konzeptualisierung auf Mikroebene aber macht deutlich, daß auch diese Wertungsimplicationen und -entscheidungen immer nur gesellschaftlich-historisch relativ sein können – und sollen.

## Literatur

- Allport, G.W. 1970: Gestalt und Wachstum in der Persönlichkeit. Meisenheim
- Allport, G.W., Vernon, P. & Lindzey, G. 1960: A Study of Values. Boston
- Albert, H. 1971: Kritizismus und Naturalismus. In: Lenk, H. (ed.), Neue Aspekte der Wissenschaftstheorie. Braunschweig, 111–128
- Anderson, J.R. & Bower, G.H. 1973: Human Associative Memory. New York
- Bachelard, G. 1987: Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Frankfurt/M.
- Bannister, D. & Fransella, F. 1981: Der Mensch als Forscher. Münster
- Becker, P. 1982: Psychologie der seelischen Gesundheit, Bd. 1. Göttingen
- Benner, P. 1984: From Novice to Expert. Menlo Park, CA
- Bonaparte, M. 1949: The Life and Works of Edgar Allen Poe. A Psychoanalytic Interpretation. London
- Borel, M.-J. 1971: Anthropologie. In: Arnold, W. et al. (eds.), Lexikon der Psychologie, Freiburg, 122–124
- Braunmühl, E.v. 1976: Antipädagogik. Weinheim
- Braunmühl, E.v. 1978: Zeit für Kinder. Frankfurt/M.
- Brenner, Ch. 1967: Grundzüge der Psychoanalyse. Frankfurt/M.
- Breuer, F. 1991: Wissenschaftstheorie für Psychologen. Münster
- Brewer, W.F. 1974: There is no Convincing Evidence for Operant or Classical Conditioning in Adult Humans. In: Weimer, W.B. & Palermo, D.S. (eds.), Cognition and the Symbolic Processes. New York, 1–42
- Bromme, R. 1984: On the Limitations of the Theory Metapher for the Study of Teachers' Expert Knowledge. Arbeiten aus dem Institut für Didaktik der Mathematik der Universität Bielefeld Nr. 44
- Bromme, R. 1992: Der Lehrer als Experte. Zur Psychologie des professionellen Wissens. Bern
- Bühler, Ch. 1962: Psychologie im Leben unserer Zeit. München
- Bugental, J.F. 1964: The Third Force in Psychology. Journal of Humanistic Psychology 1, 19–26
- Bungard, W. (ed.) 1980: Die 'gute' Versuchsperson denkt nicht. München
- Dennett, D.C. 1981: Brainstorms – Philosophical Essays on Mind Psychology. Cambridge, MA
- Dreyfus, H.L. & Dreyfus, S.E. 1987: Künstliche Intelligenz. Reinbek
- Enzensberger, H.M. & Michel, K.M. (eds.) 1972: Das Elend mit der Psyche, Kursbuch Nr. 28. Berlin
- Erikson, E.H. 1966: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M.
- ders. 1973: Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart
- Foerster, H.v. 1985: Sicht und Einsicht. Braunschweig
- Frankl, V.E. 1973: Der Mensch auf der Suche nach Sinn. Freiburg
- ders. 1979: Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn. München
- Freud, S. 1890/1982: Psychische Behandlung (Seelenbehandlung). Studienausgabe, Ergänzungsband. Frankfurt/M., 13–35
- ders. 1917: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Studienausgabe, Bd. 1. Frankfurt/M.
- ders. 1933: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Studienausgabe, Bd. 1. Frankfurt/M.

- ders. 1955: Der Wahn und die Träume in W. Jensens "Gradiva", Gesammelte Werke, Bd. VII (1906–1909), London
- Fromm, E. 1976: Haben oder Sein. Stuttgart
- ders. 1980: Gesamtausgabe, Analytische Charaktertheorie. Stuttgart
- Groeben, N. 1972: Literaturpsychologie. Stuttgart
- ders. 1979: Widersprüchlichkeit und Selbstanwendung: psychologische Menschenbildannahmen zwischen Logik und Moral. Zeitschrift für Sozialpsychologie 10, 267–273
- ders. 1981: Zielideen einer utopisch-moralischen Psychologie. Zeitschrift für Sozialpsychologie 12, 104–133
- ders. 1981a: Die Handlungsperspektive als Theorierahmen für Forschung im pädagogischen Feld. In: M. Hofer (ed.), Informationsverarbeitung und Entscheidungsverhalten von Lehrern. München, 17–48
- ders. 1985: Reflexivität des Erkenntnis-Objekts und Moralität des Erkenntnis-Subjekts – Eine Skizze. In: Lenk, H. et al. (eds.), Ethik der Wissenschaften, Paderborn, 138–148
- ders. 1986: Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie. Tübingen
- ders. 1987: Verstehen, Erklären, Bewerten in einer Empirischen Literaturwissenschaft. In: Ibsch E. & Schram D.H. (eds.), Rezeptionsforschung zwischen Hermeneutik und Empirik, Amsterdamer Beiträge zur Neueren Germanistik 23, 65–106
- ders. 1991: Zur Konzeption einer verstehend-erklärenden Psychologie und ihren ethischen Implikationen. Ethik und Sozialwissenschaften 1, 7–22
- ders. 1991a: Der (ethischen Sinn) generierende Organismus: ein legitimes Integrationsideal für die Konstituierung der Sozialwissenschaften?! Ethik und Sozialwissenschaften 1, 41–46
- Groeben, N. & Scheele, B. 1977: Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt
- Groeben, N. & Scheele, B. 1982: Einige Sprachregelungsvorschläge für die Erforschung subjektiver Theorien. In: Dann H.D. et al. (eds.), Analyse und Modifikation subjektiver Theorien von Lehrern. Konstanz, 9–39
- Groeben, N. & Westmeyer H. 1981: Kriterien psychologischer Forschung. München
- Groeben, N., Wahl, D., Schlee, J. & Scheele, B. 1988: Das Forschungsprogramm Subjektive Theorien. Tübingen
- Hampe, M. 1991: Psychologie, Ethik und Alltagsdenken. Zeitschrift Ethik und Sozialwissenschaften 1, 26–28
- Heckhausen, H. 1975: Naive und wissenschaftliche Verhaltenstheorie im Austausch. In: Ertel, S. et al. (eds.), Gestalttheorie in der modernen Psychologie. Darmstadt, 106–112
- Herrmann, T. 1974: Psychologische Theorien – nicht als Aussagengefüge betrachtet. Bericht aus dem Psychologischen Institut der Universität Marburg Nr. 42
- ders. 1976: Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme. Göttingen
- ders. 1979: Ist Reizkontrolliertheit des Menschen eine widersprüchliche Konzeption? Zeitschrift für Sozialpsychologie 10, 262–266
- Herzog, W. 1984: Modell und Theorie in der Psychologie. Göttingen
- ders. 1991: Das moralische Subjekt. Pädagogische Intuition und psychologische Theorie. Bern

- Hoefert, H.-W. (ed.) 1982: Person und Situation. Göttingen
- Holzkamp, H. 1972: Kritische Psychologie. Frankfurt/M.
- Hsu, L.K. 1961: Psychological Anthropology. Homewood, Ill.
- Hyland, M.E. 1984: Interactionism and the Person x Situation Debate. A Theoretical Perspective. In: Royce, J.R. & Mos, L.P. (eds.), Annals of Theoretical Psychology, Vol. 2. New York, 303-329
- Kelly, G.A. 1955: The Psychology of Personal Constructs. New York
- ders. 1986: Die Psychologie der persönlichen Konstrukte. Paderborn
- Koffka, K. 1935: Principles of Gestalt Psychology. New York
- Kohlberg, L. 1971: Stages of Moral Development as a Basis for Moral Education. In: Beck, C.M., Crittenden B.S. & Sullivan E.V. (eds.): Moral Education – Interdisciplinary Approaches. Toronto, 23-92
- ders. 1973: Continuities in Childhood and Adult Moral Development Revisited. In: Baltes P.B. & Schaie, K.W. (eds.): Life-Span Developmental Psychology – Personality and Socialisation. New York, 179-204
- ders. 1981: The Philosophy of Moral Development. Moral Stages and the Idea of Justice. San Francisco
- Kris, E. 1952: Psychoanalytic Explorations in Art. New York
- Kubie, L.S. 1966: Neurotische Deformationen des schöpferischen Prozesses. Hamburg
- Lassahn, R. 1983: Pädagogische Anthropologie. Heidelberg
- Lenk, H. 1978: Handlung als Interpretationskonstrukt. In: Lenk, H. (ed.), Handlungstheorie – interdisziplinär, Bd. II, 1. München, 279-350
- ders. 1983: Wie philosophisch ist die Anthropologie? In: Frey, G. & Zelger, J. (eds.), Der Mensch und die Wissenschaften vom Menschen, Bd. 1, 145-187
- ders. 1991: Prometheisches Philosophieren zwischen Praxis und Paradox. Stuttgart
- Lewin, K. 1981: Werkausgabe (KLW). Graumann, C.F. (ed.). Bern
- Lück, H.E. 1991: Geschichte der Psychologie. Stuttgart
- Maslow, A.H. 1968/1973: Toward a Psychology of Being/Psychologie des Seins. New York/München
- ders. 1954/1977: Motivation and Personality/Motivation und Persönlichkeit. New York/Reinbek
- Mertens, W. 1975: Sozialpsychologie des Experiments. Hamburg
- Metzger, W. 1962: Schöpferische Freiheit. Frankfurt/M.
- Möllenstedt, U. 1976: Kritik der psychoanalytischen Wissenschaftstheorie. Bern
- Möller, H.-J. 1978: Psychoanalyse – erklärende Wissenschaft oder Deutungskunst? München
- Nüse R., Groeben, N., Schreier, M. & Freitag, B. 1991: Über die Erfindung/en des Radikalen Konstruktivismus. Weinheim
- Oelmüller, W. 1985: Zugänge zu einem philosophischen Diskurs: Mensch in den Erfahrungshorizonten Gott, Natur, Kultur. In: Oelmüller, W., Dölle-Oelmüller, R. & Geyer, C.-F., Diskurs: Mensch. Paderborn, 9-45
- Oevermann, U. et al. 1979: Die Methodologie einer 'objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Söffner, H.G. (ed.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart, 352-434
- Perls, F.S. 1976: Grundlagen der Gestalt-Therapie. München
- ders. 1979: Gestalt-Therapie in Aktion. Stuttgart

- Piaget, J. 1973: Das moralische Urteil beim Kinde. Frankfurt/M.
- ders. 1974: Abriß der genetischen Epistemologie. Olten
- ders. 1976: Psychologie der Intelligenz. München
- ders. 1975: Biologische Anpassung und Psychologie der Intelligenz. Stuttgart
- Portele, G. 1989: Autonomie, Macht, Liebe. Frankfurt/M.
- Quitmann, H. 1991: Humanistische Psychologie. Göttingen
- Rogers, C.R. 1959: A Theory of Therapy, Personality, and Interpersonal Relationships, as Developed in the Client-Centered Framework. In: Koch, S. (ed.) Psychology: A Study of a Science. New York, 184–256
- ders. 1973: Die klient-bezogene Gesprächstherapie. Kindler
- ders. 1976: Entwicklung der Persönlichkeit. Stuttgart
- Rusch, G. 1987: Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Frankfurt/M.
- Scheele, B. 1990: Emotionen als bedürfnisrelevante Bewertungszustände. Tübingen
- Scheele, B. & Groeben N. 1984: Die Heidelberger Struktur-lege-Technik (SLT). Weinheim
- Scheele, B. & Groeben, N. 1988: Dialog-Konsens-Methoden zur Rekonstruktion Subjektiver Theorien. Tübingen
- Searle, J.R. 1986: Geist, Hirn und Wissenschaft. Frankfurt/M.
- ders. 1990: Consciousness, Explanatory Inversion, and Cognitive Science. Behavioral and Brain Sciences 13, New York, 585–642
- Skinner, B.F. 1969: Die Funktion der Verstärkung in der Verhaltenswissenschaft. München
- ders. 1972: Futurum Zwei. Reinbek
- ders. 1973: Jenseits von Freiheit und Würde. Reinbek
- ders. 1978: About Behaviorism. New York
- Stachowiak, H. 1973: Allgemeine Modelltheorie. Wien
- Tranoy, K.E. 1972: 'Sollen' impliziert 'Können'. Ratio 14, 111–125
- Tyler, S.A. 1969: Cognitive Anthropology. New York
- Völker, U. 1980: Humanistische Psychologie. Weinheim
- Wahl, D. 1991: Handeln unter Druck. Weinheim
- Watson, J.B. 1913: Psychology as the Behaviorist Views it, Psychological Review 20, 158–177
- Weinert, F.E. 1977: Pädagogisch-psychologische Beratung als Vermittlung zwischen subjektiven und wissenschaftlichen Verhaltenstheorien. In: Arnold, W. (ed.), Texte zur Schulpsychologie und Bildungsberatung, Braunschweig, 7–34
- Weizenbaum, J. 1984: Kurs auf den Eisberg. Zürich
- Wertheimer, M. 1957: Produktives Denken. Frankfurt/M.
- Wertheimer, M. 1971: Kurze Geschichte der Psychologie. München
- Winkler, M. 1982: Stichworte zur Antipädagogik. Stuttgart
- Wright, G.H. v. 1974: Erklären und Verstehen, Frankfurt/M.
- Zimmer, D.E. 1990: Die Elektrifizierung der Sprache. Zürich

# BISHER ERSCHIENENE BERICHTE AUS DEM PSYCHOLOGISCHEN INSTITUT DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG

- Diskussionspapier Nr. 1: GROEBEN, M.: Von behavioralen zum epistemologischen Subjektmodell: Paradigmenwechsel in der Psychologie? September 1975
- Diskussionspapier Nr. 2: MÖBUS, C. & SIMONS, H.: Zur Fairness psychologischer Intelligenztests gegenüber ethnischen und sozialen Gruppen: Kritik klassischer Konzepte. Oktober 1975
- Diskussionspapier Nr. 3: WOTTAWA, H.: Skalenprobleme bei probabilistischen Meßmodellen. März 1976
- Diskussionspapier Nr. 4: Treiber, B. & Petermann, F.: Zur Interaktion von Lernermerkmalen und Lehrmethoden: Rekonstruktion und Normierung des ATI - Forschungsprogramms. April 1976
- Diskussionspapier Nr. 5: MÖBUS, C. & WALLASCH, R.: Zur Erfassung von Hirnschädigungen bei Kindern: Nichtlineare Entscheidungsregeln auf der Basis von Veränderungsmessungen. August 1976
- Diskussionspapier Nr. 6: SCHEELE, B. & GROEBEN, M.: Voraussetzungs- und zielspezifische Anwendung von Konditionierungs- vs. kognitiven Lerntheorien in der klinischen Praxis. Dezember 1976
- Diskussionspapier Nr. 7: MÖBUS, C.: Zur Analyse nichtsymmetrischer Ähnlichkeitsurteile: Ein dimensionales Driftmodell, eine Vergleichshypothese, TVERSKY's Kontrastmodell und seine Pokushypothese. Juni 1977
- Diskussionspapier Nr. 8: Simons, H. & Möbus, C.: Veränderung von Berufschancen durch Intelligenztraining. Juli 1977
- Diskussionspapier Nr. 9: Braunmühl, C. v. & Grimm, H.: Zur Kommunikationspsychologie: Über Versuche der methodischen Konstitution eines genuin humanwissenschaftlichen Forschungsansatzes zur Entwicklung der Verständigungsfähigkeit. November 1977
- Diskussionspapier Nr. 10: Hofer, M.: Entwurf einer Heuristik für eine theoretisch geleitete Lehrer- und Erzieherbildung. November 1977
- Diskussionspapier Nr. 11: Scheibler, D. & Schneider, W.: Probleme und Ergebnisse bei der Evaluation von Clusteranalyse-Verfahren. Juni 1978
- Diskussionspapier Nr. 12: Scheele, B.: Kognitions- und sprachpsychologische Aspekte der Arzt-Patient-Kommunikation. September 1978
- Diskussionspapier Nr. 13: Treiber, B. & Schneider, W.: Mehrebenenanalyse sozialstruktureller Bedingungen schulischen Lernens. Oktober 1978
- Diskussionspapier Nr. 14: Ahrens, H.-J. & Kordy, H.: Möglichkeiten und Grenzen der theoretischen Aussagekraft von multidimensionalen Skalierungen bei der Untersuchung menschlicher Informationsverarbeitung. Teil I: Formale und wissenschaftstheoretische Grundlagen. März 1979
- Diskussionspapier Nr. 15: Groeben, M.: Entwurf eines Utopieprinzips zur Generierung Psychologischer Konstrukte. Juni 1979
- Diskussionspapier Nr. 16: Weinert, F.E. & Treiber, B.: School Socialization and cognitive development. Juni 1979
- Diskussionspapier Nr. 17: Gundlach, H.: Inventarium der älteren Experimentalapparate im Psychologischen Institut Heidelberg sowie einige historische Bemerkungen. 1978
- Diskussionspapier Nr. 18: Scheele, B. & Groeben, M.: Zur Rekonstruktion von subjektiven Theorien mittlerer Reichweite. Eine Methodik-Kombination von halbstandardisiertem Interview (einschließlich Konfrontationstechnik) und Dialog-Konsens über die Theorie-Rekonstruktion mittels der Struktur-lege-Technik (SLT). Dezember 1979
- Diskussionspapier Nr. 19: Gloger-Tippelt, G.: Subjektive Theorien von Frauen über ihre erste Schwangerschaft: Theoretische Konzepte und methodische Möglichkeiten. Januar 1980

- Diskussionspapier Nr. 20: Kämmerer, A.: Das Konzept 'psychotherapeutische Strategie' am Beispiel des Problemlösens. Juli 1980
- Diskussionspapier Nr. 21: Scheele, B.: (unter Mitarbeit von B. Tuschen und C. Maier): Subjektive Theorien über Ironie - als Heuristik für einen wissenschaftlichen Hypothesenkörper. August 1980
- Diskussionspapier Nr. 22: Treiber, B.: Erklärung von Förderungseffekten in Schulklassen durch Merkmale subjektiver Unterrichtstheorien ihrer Lehrer. Oktober 1980
- Diskussionspapier Nr. 23: Röhrle, B. & Kommer, D.: Handlungstheoretische Betrachtungen zur primären Prävention psychischer Störungen. Februar 1981
- Diskussionspapier Nr. 24: Voigt, P.: Die Entwicklung des Zahlbegriffs. Teil I: Entwicklungslinien des Zahlbegriffs im Vorschulalter: Übersicht über theoretische Probleme und empirische Untersuchungen, mit einer Bibliographie zur Zahlbegriffsentwicklung. Teil II: Entwicklungslinien des Zahlbegriffs im Vorschulalter: Deskriptive Untersuchung des kindlichen Zahlverständnisses und verwandter Konzepte. April 1981. Teil III: Trainingsstudien zum Erwerb konkreter Operationen (unter besonderer Berücksichtigung von Modellen der Invarianzaufgabe). Teil IV: Die Trainierbarkeit ordinaler und kardinaler Konzepte und ihre Beziehung zum Zahlbegriff. Juli 1982
- Diskussionspapier Nr. 25: Schneider, G. & Weiner, E.: Aspekte der Kategorisierung städtischer Umwelt - Eine empirische Untersuchung. Juni 1981
- Diskussionspapier Nr. 26: Schneider, W. & Scheibler, D.: Zur Evaluation numerischer Klassifikation: Probleme beim Vergleich von Clusteranalysen. August 1981
- Diskussionspapier Nr. 27: Drinkmann, A. & Groeben, N.: Techniken der Textorganisation zur Verbesserung des Lernens aus Texten: Ein metaanalytischer Überblick. November 1981
- Diskussionspapier Nr. 28: Grauman, C.F.: Theorie und Geschichte. November 1982, Historische Reihe Nr. 1
- Diskussionspapier Nr. 29: Woodward, W.R.: From the Science of Language to Völkerpsychologie: Lotze, Steinthal, Lazarus and Wundt. November 1982, Historische Reihe Nr. 2
- Diskussionspapier Nr. 30: Sommer, J.: Dialogische Forschungsmethoden. Dezember 1982
- Diskussionspapier Nr. 31: Wintermantel, M. & Christmann, U.: Textverarbeitung: Empirische Untersuchung zum Verstehen einer Personbeschreibung. Januar 1983
- Diskussionspapier Nr. 32: Schmalhofer, P.: Text Processing with and without Prior Knowledge: Knowledge- versus Heuristic- Dependent Representations. Februar 1983
- Diskussionspapier Nr. 33: Métraux, A.: Victor de l'Aveyron oder Zum Streit zwischen Kulturalisten und Biologen am Anfang des 19. Jahrhunderts. Mai 1983, Historische Reihe Nr. 3
- Diskussionspapier Nr. 34: Graumann, C.F.: Wundt - Bühler - Mead - Zur Sozialität und Sprachlichkeit menschlichen Handelns. Mai 1983, Historische Reihe Nr. 4
- Diskussionspapier Nr. 35: Gundlach, H.: Folk Psychology and Social Psychology oder Das Los des Ausdrucks 'Völkerpsychologie' in den englischen Übersetzungen der Werke Wundts. Mai 1983, Historische Reihe Nr. 5
- Diskussionspapier Nr. 36: Woodward, W.R.: Hermann Lotze's Concept of Function: Its Kantian Origin and its Impact on Evolutionism in the United States. Mai 1983, Historische Reihe Nr. 6
- Diskussionspapier Nr. 37: Schneider, G.: Reflexivität als Grenzproblem einer kognitiven Psychologie. August 1983
- Diskussionspapier Nr. 38: Geuter, U.: 'Gleichschaltung' von oben? Universitätspolitische Strategien und Verhaltensweisen in der Psychologie während des Nationalsozialismus. Oktober 1983, Historische Reihe Nr. 11
- Diskussionspapier Nr. 39: Kruse, L.: Drehbücher für Verhaltensschauplätze oder: Scripts for Settings. Dezember 1983
- Diskussionspapier Nr. 40: Graumann, C.F.: The individualisation of the social and the desocialisation of the individual - Floyd H. Allport's Contribution to Social Psychology -. Mai 1984, Historische Reihe Nr. 10
- Diskussionspapier Nr. 41: Kruse, L. & Graumann, C.F.: Environmental Psychology in Germany. November 1984

- Diskussionspapier Nr. 42: Kany, W. & Schneider, G.: Ein linguistisch fundiertes inhaltsanalytisches System zur Erfassung des referentiellen und prädikativen Gehalts verbaler Daten. Mai 1985
- Diskussionspapier Nr. 43: Hormuth, S.E.: Methoden für psychologische Forschung im Feld: Erfahrungsstichprobe, Autophotographie und Telefoninterview. Februar 1985
- Diskussionspapier Nr. 44: Haerberle, E.J.: Die Anfänge der Sexualwissenschaft in Berlin. April 1985, Historische Reihe Nr. 12
- Diskussionspapier Nr. 45: Schmalhofer, F. & Schäfer, I.: Lautes Denken bei der Wahl zwischen benannt und beschrieben dargebotenen Alternativen. Juni 1985
- Diskussionspapier Nr. 46: Zielinski, W. & Rott, C.H.: Analyse der Entwicklung des Wortleseprozesses bei erfolgreichen und schwachen Lesern der Grundschule. Februar 1986
- Diskussionspapier Nr. 47: Waller, M.: Metasprachliche Entwicklung: Forschungsgegenstand, Schwerpunkte, Desiderate und Perspektiven der empirischen Forschung. Juli 1986
- Diskussionspapier Nr. 48: Gundlach, H.: Inventarium der älteren Experimentalapparate im Psychologischen Institut Heidelberg sowie einige historische Bemerkungen (zweite, vermehrte Auflage). September 1986, Historische Reihe Nr. 9
- Diskussionspapier Nr. 49: Klüpfel, J. & Graumann, C.P.: Ein Institut entsteht - Zur Geschichte der Institutionalisierung der Psychologie an der Universität Heidelberg -. Oktober 1986, Historische Reihe Nr. 13
- Diskussionspapier Nr. 50: Drinkmann, A.: Private und öffentliche Self-Consciousness: Eine Zwischenbilanz ihrer empirischen Bewährung. Oktober 1986
- Diskussionspapier Nr. 51: Blickle, G. & Groeben, M.: Gegen einen objektivistisch halbierten Kognitivismus: Kognitiv-konstruktives Sprachverstehen und nicht-paradoxe Wirkungen von Lob und Tadel. November 1986
- Diskussionspapier Nr. 52: Scheele, B. & Groeben, M.: Eine Dialog-Konsens-Variante der Ziel-Mittel- Argumentation. Dezember 1986
- Diskussionspapier Nr. 53: Batz, W.-D., Bickes, C., Bickes, H., Busse, D. & Lörch, B.: Konzeptuelle Strukturen in der Sprache des Vorurteils. Dezember 1986
- Diskussionspapier Nr. 54: Röhrle, B.: Soziale Netzwerke und Unterstützung. Januar 1987
- Diskussionspapier Nr. 55: Sommer, J.: Der Signifikanztest in der psychologischen Forschung. Ein Falsifikationsinstrument im Sinne des Kritischen Rationalismus? März 1987
- Diskussionspapier Nr. 56: Batz, W.-D.: Kodierung und Repräsentation - über hypothetische Mechanismen in Gedächtnistheorien. Dezember 1987
- Diskussionspapier Nr. 57: Bastine, R.: Psychotherapeutische Prozeßanalyse. September 1987
- Diskussionspapier Nr. 58: Amelang, M. & Krüger, C.: Kindesmißhandlung. November 1989
- Diskussionspapier Nr. 59: Amelang, M.: An Investigation of the Factorial Structure and External Validity of Social Intelligence. Dezember 1987
- Diskussionspapier Nr. 60: Bastine, R.: Klinische Psychodiagnostik. März 1988
- Diskussionspapier Nr. 61: Waller, M.: Die Entwicklung der Beurteilung fehlerhafter Äußerungen - Eine Pilotstudie. Juni 1988
- Diskussionspapier Nr. 62: Schahn, J. & Holzer, E.: Untersuchungen zum individuellen Umweltbewußtsein. August 1989
- Diskussionspapier Nr. 63: Stössel, A. & Scheele, B.: Nomothetikorientierte Zusammenfassung Subjektiver Theorien zu übergreifenden Modalstrukturen. Januar 1990
- Diskussionspapier Nr. 64: Aschenbrenner, K.M., Laier, R. & Albert, D.: Wichtigkeit als Wissen über die Variation der Merkmalsattraktivität bei der Verhaltenswahl. Dezember 1989

- Diskussionspapier Nr. 65: Albert, D., Gertzen, H., Bürgy, R., Bannert, M. & Schneyer, Th.: Abruf  
strukturierter Informationen beim binären Wählen zwischen beschriebenen Alternativen. Dezember 1989 semantisch
- Diskussionspapier Nr. 66: Albert, D., Lages, M., Gertzen, H. & Aschenbrenner, K.H.: Beeinflussen  
von Wissen das Wahlverhalten?. Dezember 1989 Struktureigenschaften
- Diskussionspapier Nr. 67: Gertzen, H., Bettinger, C., Körner, Chr. & Albert, D.: Bewertende  
Informationsabruf in Abhängigkeit von beurteilter Dimensionswichtigkeit bei unvollständig beschriebenen  
Alternativen. Dezember 1989 Vergleiche und
- Diskussionspapier Nr. 68: Kane, G., Rotter, B. & Waller, M.: Konstruktion und Erprobung einer Entwicklungsskala zur  
Erfassung vorsprachlich-gestischer Äußerungen bei geistig behinderten Kindern. Ergebnisse einer Pilotstudie. Januar  
1991
- Diskussionspapier Nr. 69: Krüger, C. & Amelang, M.: Arbeitslosigkeit und Kriminalität. Mai 1991
- Diskussionspapier Nr. 70: Groeben, N. & Erb, E.: Reduktiv-inilikative versus elabrativ-prospektive Menschenbildannahmen  
in psychologischen Forschungsprogrammen. Dezember 1991